

VERBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Kaiserin Augusta in Baden.

Vorwort.

Sich in das Leben edler Frauen, die vom Geschick auf die Höhen menschlicher Existenz gestellt waren, sinnenden Auges verfenken zu dürfen, hat für jedes tiefere Empfinden hohen Reiz und wirkt befruchtend auf Geist und Herz. Wie viel mehr, wenn diese Frauen vom Weltgeist hineingestellt waren in eine bedeutende Epoche des nationalen Lebens; wenn sie in nächster, innigster Beziehung standen zu den Hauptträgern des nationalen Gedankens; wenn Bande der Liebe sie verknüpften mit den fürstlichen Männern, die dem Herzen ihres Volkes unvergeßlich lieb und teuer sind. Dann wird das Lebensbild der fürstlichen Tochter, der königlichen Mutter, der kaiserlichen Ehegattin zu einem ergreifenden weltgeschichtlichen Gemälde, an dem sich ganze Generationen erbauen, und auch die schlichteste Episode dieses Lebens fesselt den Beschauer, der mit dem Auge des Geschichtsfreundes, des Patrioten dieselbe betrachtet, mächtig ergreifend, innerlichst erschütternd!

Es ist der Redaktion die Möglichkeit gewährt worden, nach zuverlässigen Mitteilungen einen Abschnitt aus dem gesegneten Lebenskreise der unvergeßlichen Kaiserin Augusta ihren Lesern im folgenden zur Anschauung zu bringen.

Sowohl der Schmerz des Scheidens von unseren heimgegangenen Lieben nicht mit den Blumen dahinwelkt, die ihre Gruft schmücken, so wandelt doch die Zeit das bittere Weh zur milden Wehmut, und das Bild der Entschlafenen steigt verklärt empor in der Erinnerung vergangener Tage.

In diesem Lichte ruhen die Erholungstunden, welche Kaiserin Augusta während langer Jahre in Baden-Baden verlebte.

Die Beziehungen zu dieser reizvoll gelegenen Stadt knüpften sich schon frühe. Vor mehr als vier Jahrzehnten kam der damalige Prinz von Preußen als Höchstkommmandirender zum erstenmale nach Baden, um die Insurrektion daselbst niederzuwerfen. Die düstere Aufgabe, zu deren Lösung er herbeigeeilt, die abstoßenden Bilder von Undank, Treulosigkeit und Verrat, von denen er sich umgeben sah, verschlossen ihm gleichwohl nicht den Blick gegen die Lieblichkeit der Natur des Landes: dieselbe entzückte ihn in hohem Grade, und als im folgenden Jahre die Aerzte seiner hohen Gemahlin die Heilquellen von Baden-Baden empfohlen hatten, benutzte der Prinz gern die Gelegenheit, mit ihr einen Sommeraufenthalt daselbst zu nehmen. Die teure Tochter, Prinzessin Luise, begleitete die Eltern, ahnungslos, daß ihr Fuß

nun das Land betreten sollte, zu dessen Fürstin sie vom Geschick auserkoren war.

Der „Europäische Hof“ bot damals der prinziplichen Familie behagliches und schön gelegenes Quartier; hier genossen Eltern und Tochter reizvolle Tage und Wochen; von hier aus wurden zu allen guten Stunden weite Ausflüge in die herrliche Umgegend gemacht, von hier aus namentlich auch jene köstliche zweitägige Partie nach „Allerheiligen“, die sich fortan, als Feier des Geburtstages der hohen Frau, alljährlich mehr denn drei Dezennien lang an gleichem Tage wiederholen sollte. Je mehr aber die Prinzessin sich in Baden-Baden einlebte, desto lebhafter wurde das Bedürfnis nach einem ständigen Wohnsitz daselbst empfunden: die Nachforschung nach paßlicher Lokalität führte endlich auf das an der Promenade schön gelegene Meßmersche Haus, und bald wurde dasselbe zu fernem Saisonaufenthalt alljährlich mietweise bezogen; vom Jahre 1851 an hielt hier die hohe Frau, zumeist begleitet von ihrer Tochter Prinzessin Luise, und gewöhnlich im Herbst, zur Zeit ihres Geburtsfestes, besucht von ihrem fürstlichen Gemahl, reizvolle und erquickliche Billegiatur ab. In erster Linie war jedoch der Aufenthalt

ersten Kuren gewidmet, welchen sich die Fürstin mit gewohnter Energie und Gewissenhaftigkeit unterzog.

Daß die internationale Bedeutung Baden-Badens der kleinen Residenz der Prinzessin oft fremde Gäste von Bedeutung zuführen mußte, versteht sich von selbst: die Besuchsliste der hohen Frau wies die interessantesten Namen der Diplomatie, der Wissenschaft, der Künste auf. Zu regelmäßig wiederholten Besuchen erschienen Baron von Stockmar, der langjährige Berater des Prinzgemahls von England, Minister von Wagnsdorf, der preußische Gesandte in Paris Graf Albert Pourtales, dessen Nachfolger Graf Goltz, Graf Woldemar, Minister von Schleinitz, Graf Bernstorff, Graf Wilhelm Pourtales und andere. Männer, wie der geistvolle und vielgewandte Staatsmann und Historiker Louis Adolphe Thiers, wie der Herzog von Bassano, wie der einst allmächtige russische Reichskanzler Graf Karl Rob. Nesselrode, und dessen Nachfolger im Amt, Fürst Alexander Gortschakow, wie der englische Diplomat Lord Augustus Loftus, gereichten dem Salon der Prinzessin zur Zierde; andere, wie Graf Blücher und Gemahlin, wie die Gesandten Preußens am Badischen Hofe, von Savigny und Graf Flemming mit seiner Gattin, Bettinas geistvoller Tochter, bildeten den engeren Kreis des Hauses und waren stets gern gesehene Gäste.

Auch Beziehungen zu der ansehnlichen Bevölkerung Baden-Badens ergaben sich bald und wurden von der Prinzessin in gütigster und liebevollster Weise gepflegt; denn ein Hauptzug des edlen weiblichen Charakters der heimgegangenen Fürstin war ihre persönliche Treue gegen jeden einzelnen. Wer einmal ihr Interesse gewonnen, dem bewahrte sie es. Weder ihr Herz noch ihr Gedächtnis kannten ein Vergessen des Guten, das ihr in dem vielgeprüften, wenn auch von reichem Glanz gekrönten Leben zu teil wurde. Ihrer milden Sinnesweise entsprechend interessierte sich die Prinzessin auch lebhaft für alle Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten. So gab sie jährlich den Pensionatszöglingen vom heiligen Grabe ein Fest, meist in der schönen Molkenanstalt, an dem sie selbst mit ihrer Tochter und anderweitiger Umgebung sich unbefangenen beteiligte, der fröhlichen Spiele und Gesänge der Kinder sich freute und alle schließlich beschenkte.

Ein besonders reger Verkehr entwickelte sich im Laufe der fünfziger Jahre mit der badischen Fürstlichen Familie. Die Großherzogin Sophie kam häufig zum Besuch von Karlsruhe herüber. Auch zu der Großherzogin Stephanie, die im Winter im Schloß zu Mannheim, im Sommer in ihrem eigenen Palais



Das Meßmersche Haus in Baden-Baden.
Ehemalige Sommerresidenz Ihrer hochseligen Majestät der Kaiserin Augusta.

zu Baden wohnte, gewann die Prinzessin sehr freundschaftliche Beziehungen. Hier lernte sie zuerst den Prinzen Louis Napoleon kennen, der dort seine Tante, die Großherzogin, 1852 besuchte; ebenso deren Enkelin Prinzessin Karola von Wassa, jetzige Königin von Sachsen. Nach dem Tode der Großherzogin übertrugen sich diese herzlichen Beziehungen auf deren Tochter, die Herzogin von Hamilton, und sind bis zu deren Tode 1888 treu gepflegt worden.

Sehr enge und innige Beziehungen ergaben sich im Laufe der Zeit zu dem damaligen Prinzregenten von Baden: das schöne Band wob sich aus herzlicher Verehrung für die hochsinnige Mutter, aus warmer, immer mehr erstarkender Liebe zu der holden Tochter, Gefühle, die von beiden bald treulichst erwidert wurden. Der schöne Herbst des Jahres 1855 brachte die offizielle Verlobung des fürstlichen Paares; zu dieser Feier eilten zahlreiche Verwandte, auch der geliebte Bruder der Braut, Prinz Friedrich Wilhelm, der eben gleichfalls seinen Herzensbund für das Leben geschlossen hatte, aus England herbei, und die prinzipale Familie durchlebte glückliche, herzerfreuende Festtage, wie solche in ähnlich ungetrübtter Reinheit derselben nur wenige noch beschieden sein sollten.

Im September 1856 fand die Vermählung des edlen, von seinem Volke herzlich geliebten nunmehrigen Großherzogs Friedrich mit der lieblich erblühten Prinzessin Luise statt: das schöne Badenerland empfing davon gesteigerte Anziehungskraft für das prinzipale Elternpaar; sie fühlten sich fortan hier gleichsam in zweiter Heimat. Die Geburt eines ersten Enkels, am 9. Juli 1857, steigerte diese Empfindung zu innigster Herzensbefriedigung.

Aber auch tieftraurige Lebenserfahrungen sollten den schönen stillen Erholungstagen von Baden-Baden nicht fernbleiben. Hier empfing am 23. Juni 1859 die Prinzessin von Preußen die erschütternde Nachricht vom Tode der heißgeliebten Mutter, Großherzogin Maria Paulowna; hier die trüber und immer trüber sich gestaltenden Botschaften über die schwere Erkrankung des Königs Friedrich Wilhelms IV., deren tödlicher Ausgang im Jahre 1861 den Prinzen auf den Thron berufen sollte; hier endlich erlebte sie das Furchtbare, daß auf ihren friedlich in der Lichtenthaler Allee promenierenden königlichen Gemahl frevelhafte Hand ein Mordattentat verübte.

Solche und ähnliche schwere Lebenserfahrungen überwand die hohe Frau mit der Kraft glaubensvoller Frömmigkeit, christlicher Gefasstheit, unter Beihilfe des Segens, den treue Pflichterfüllung erwirbt. Freilich gestaltete sich mit der erhabenen Lebensstellung der nunmehrigen Königin ihre Lebensweise immer schwieriger und verantwortungsvoller, erweiterte und vertiefte sich ihr Pflichtenkreis je mehr und mehr. Strenge Zeiteinteilung ward ihr ebenso sehr Notfache wie Bedürfnis; selbst während der Baden-Badener Billegiatur ruhte trotz gewissenhafter Kur die Arbeit keinen Tag. In aller Frühe schon begab sich die Königin in die Lichtenthaler Allee zu ihrer täglichen Kurpromenade. War der hohe Gemahl anwesend, so kam er ihr bei ihrer Rückkehr entgegen. Nicht selten nahm man auch mit den Umgebungen das Frühstück im schönen Garten des Gasthofs zum Varen ein, um dann nach der Heimkehr mit doppeltem Eifer den Geschäften obzuliegen.

Der gesellige Verkehr war damals ein recht lebhafter, besonders in der Herbstsaison, wo regelmäßig auch die badischen Herrschaften glänzenden Hof in ihrem dortigen Schlosse hielten und sehr oft die Freude hatten, ihre hohen Eltern bei sich zu Gaste zu haben. Dann bildete sich gewöhnlich ein geistig angeregter Zirkel aus hervorragenden Fremden und Einheimischen um Mutter und Tochter; dann spielte die glänzende Begabung beider hoher Frauen in schönstem Licht, und Kunst und Poesie gaben den geistvollsten Tagen höchsten Schwung. Vor allem schwang der Genius der Musik seinen mächtigen Zauberstab über jene köstlichen Sommerwochen; vorzügliche Virtuosen und Tondichter entzückten durch Einzelleistungen wie durch Gesamtvorführungen in Konzerten und Oratorien; musterhafte Theateraufführungen übten wohlthuenden Reiz; ritterliche Künste, vor allem in den großen Wett- und Armeerenennen betätigt, boten angenehmste Zerstreuung.

Der König genoß diese Erholungszeit in heiterster Stimmung und entzückte alles durch seine Liebenswürdigkeit: die Königin hatte an diesem „Ausspannen“ des Königs von ernster Arbeitszeit und schweren Berufspflichten ihre innige Freude. Ein Freund der Natur, genoß derselbe gern die schöne Umgebung der Stadt in Begleitung der geliebten Tochter, machte Besuche bei vornehmen Familien, beglückte

die Kaufleute in ihren Läden durch persönliche Auswahl von Einkäufen und zeigte lebhaftes Interesse für alles, was in dem geliebten Baden sich in Industrie, Verschönerung der Anlagen u. c. entwickelte. Daneben spielte sich denn insgeheim auch wohl ein weltgeschichtliches Ereignis ab, und manche bedeutsame politische Wendung und Wandlung mag in Baden ihre Entstehung gefunden haben. Ein kundiges Auge vermöchte wohl schon aus der Liste gleichzeitig im Fremdenbuch des Meßmerischen Hauses eingezeichneter Besucher ein Stück Geschichte herauszulesen und zu kombinieren.

Das Königspaar hatte in Baden-Baden selbstverständlich manche Gelegenheit, schöne Gastfreundschaft zu üben, und machte es trotz zahlreichen anderen Anforderungen und Pflichterfüllungen möglich, auch diesen Repräsentationspflichten nachzukommen. Festliche Familientage versammelten nicht selten einen größeren Zirkel um die hohen Ehegatten. So wurde, wie schon gesagt, die Geburtstagsfeier der Königin in Baden im weiteren Kreise der hohen Familie begangen, freilich nicht wie in der Residenz durch Festoper und offiziellen Prunk, sondern durch harmlose Landpartien in die schöne Umgegend nach Forbach, Gernsbach, Erlenbad, nach Burg Winddeck, Waldkirch, Triberg, Alt-Breisach u. c., und gern eilten zu diesen festlichen Tagen hohe Verwandte aus der Ferne herbei, vor allem der teure Sohn, der ritterliche Kronprinz, der dann bei der erlauchten Schwester im Schlosse zu wohnen pflegte. Daß die Landbevölkerung sich an der Verherrlichung des bedeutamen Ereignisses mit liebevollem Eifer beteiligte, war dem königlichen Geburtstagskinde stets eine herzliche Freude. Man hielt auf ihren Wunsch an dieser ländlichen Feier gern fest, bis (in den achtziger Jahren) die Rücksicht auf der Königin schonungsbedürftige Gesundheit eine Einschränkung derselben gebot.

Ehe wir von dieser ferneren Zeit sprechen, erwacht die Erinnerung an einen Tag voll lichter Freude und Festjubels: die Geburt des Prinzen Ludwig Wilhelm im Juni 1865 auf Schloß Baden. Die ganze Stadt war in freudigster Aufregung, daß gerade hier das holde Fürstkind das Licht der Welt erblickte. Alles wanderte hinauf, um das liebe Kinde zu sehen, das so rosig und lächelnd in seiner Wiege lag und jedermann mit Bewunderung und Entzücken erfüllte. Die glückliche Großmama fuhr jeden Morgen aufs Schloß, um den größten Teil des Tages über dort zu bleiben und sich des jüngsten Enkelchens zu freuen. Ach! sie ahnte nicht, daß dieses holde Kind nur einen kurzen, allzu kurzen Lebensfrühling den Seinen mit Glück und Freuden füllen sollte, um dann, nach Gottes unerforschlichem Rathschluß, in der Vollkraft männlicher Jugend vom Sturm zertrübt zu werden.

Viel Schweres brachten die folgenden Jahre. Nachdem der dänische Krieg glücklich beendet, ward die Königin von neuem Schmerz und Kummer erfüllt durch die Kriegserklärung von 1866. Denn ihr landesmütterliches Herz blutete im Voraus im Gedanken an all den Jammer, an all das Leid, das ein, wenn auch siegreicher und kurzer Feldzug notwendig im Gefolge haben würde, und in tiefster Erregung flossen ihr die Tage hin. Mehr noch! Jener Kummer um des Volkes Leiden erlitt eine schwere Steigerung durch einen tief-schmerzlichen Trauerfall im eigenen Hause: während ihr Sohn, der ritterliche Kronprinz im Felde stand, entriß ihm der Tod ein geliebtes Kind, den Prinzen Sigismund.

Selbst tiefgebeugt, eilte die Königin nach Meise, ihm Kunde vom Heimgang des Kindes und den Trost der Mutter zu bringen. Erschütternde Stunden, erschütternde Tage! Sie bebten lange im Herzen nach!

Der deutsche Krieg ward rasch und glorreich beendet; Gatte und Sohn kehrten im Lorbeerschmuck glänzender Krieges- und Siegesthaten zurück, Preußens Land- und Machtbereich weit über die bisherigen Grenzen hinausdehnend. Aus Zwietracht, Kampf und Sieg stieg als Erfolg der „Norddeutsche Bund“ empor! — Ruhigere Zeiten folgten; die Königin verlebte sie zum Teil in ihrem geliebten Baden-Baden, wo sie wie sonst der belebende Mittelpunkt geistig angeregter Kreise war. — Im Frühling 1870 genoß sie die lieblichen Tage, ihr noch verschönert durch den Besuch ihrer beiden Enkel, der Prinzen Wilhelm und Heinrich, tief auskostend, als fühle sie, daß denselben keine Dauer vergönnt sein werde. Dann begab sie sich, wie gewohnt, nach Koblenz, und hier schon traf sie, gleich einem Blitzschlage an heiterem Sommertag, erschreckend, erschütternd, die Kriegserklärung Frankreichs!

(Schluß folgt.)

Eine Vergangenheit.

Novelle von Ch. Zoeller-Lionheart.

(Schluß von S. 255.)

Nachdruck verboten.

Das Glück, das jetzt fast erreicht, trieb Klaus von Berge noch früher von Hause, als er verabredet hatte. Er kaufte zwei herrliche Bouquets für die Damen und verglich lächelnd seine Uhr mit der Normaluhr auf dem freien Platz, als er daran vorüberfuhr.

Selbst seine Uhr schien einen schnelleren Pulsschlag als die gewöhnlicher Menschen zu haben. Er würde mehr als eine Viertelstunde früher bei Erna anlangen. Nun, sie konnte darin nur seine freudige Ungebild erkennen und ihm nicht böse sein.

Karl machte ihm auf und sah etwas erschreckt aus, als er ihn erblickte, ja er ließ sich sogar zu einem unbedachten „Schon?“ hinreißen. Klaus von Berge war in zu rosenfarbener Laune, um diese kleine Respektwidrigkeit, die er sonst streng gerügt haben würde, sonderlich zu beachten.

„Melden Sie mich! Damen wohl noch bei der Toilette?“ sagte er ganz arglos und schritt, ohne eine Antwort des Verlegenen abzuwarten, geradeswegs in das Empfangszimmer. Dort trat ihm Gottlieb Schmachthahn höchlichst aufgebracht entgegen. Sie war immer beleidigt und nahm alles als persönliche Kränkung, wenn man sie warten ließ. Ihr rosenrotes Kleid knisterte zur Begleitung ihrer zischend hervorgestoßenen Worte.

„Ist mir das eine Geschichte! Haben Sie eine Ahnung, wo Ihre Braut jetzt noch hingelaufen sein kann, ohne einer Seele ein Sterbenswort davon zu sagen?“ rief sie aufgebracht ihm schon entgegen, ehe er noch ganz eingetreten war.

Erna hatte ihr alles verschwiegen, was während ihrer Krankheit geschehen war. Erstens hielt Erna die Sache für abgethan und wollte die treue Seele nicht nachträglich beunruhigen, und dann wollte sie nicht wieder einen neuen Mitwisser aus der Welt geschaffener Dinge haben. So glaubte Gottlieb, es handele sich um ganz harmlose Dinge, und nahm mit altjüngferlicher Empfindlichkeit an, man habe es nur nicht der Mühe wert gehalten, sie davon in Kenntnis zu setzen.

„Ja, ja, sehen Sie mich nur so verduht an, Erna ist auf und davon, Gott weiß wohin, und läßt uns und den Ständesbeamten und die bestellten Zeugen höchst rücksichtslos warten.“ Anlagend hob sie die Augen zur Decke empor.

„Das ist doch rein unmöglich!“ war der Ausruf des betroffenen Bräutigams.

„Nun, wenn Sie es nicht glauben — und zu glauben ist's ja kaum — suchen Sie doch selbst nach,“ bemerkte Gottlieb spitz. „Ich komme eben von einer ganz vergeblichen Reise durch die ganze Wohnung. Mantel, Hut, Erna, wie in die Erde gesunken, und kein Mensch hat sie gehen hören. Halt, da fällt mir ein, es hat geklingelt, während der Karl fort war. Wir wollen doch mal die Manette rufen lassen, die muß aufgemacht haben und wissen, wo unsere Braut geblieben ist.“

Karl wurde herbeigeklingelt und mußte Manette rufen. Das Mädchen war in Hut und Jaquet, völlig zum Abzug gerüstet, und trug ihre Muffschachtel im Arm. Der Muff war ein Sonntagsgarderobenstück. Ihr hübsches Soubrettegesichtchen trug einen verbissenen entschlossenen Ausdruck.

„Was soll ich?“ fragte sie sehr kurz angebunden.

„Uns sagen, wo die Frau Baronin geblieben.“

„Was geht mich das an, ich bin entlassen, fragen Sie den doch.“ In hämischer Schadenfreude wies sie mit dem gekrümmten Daumen auf den hinter ihr stehenden Karl. „Der ist der Vertraute von der Gnädigen, der geht ja abends mit ihr, der prahlt ja damit, daß sie alles thun muß, was er will und daß sie sich vor ihm fürchtet und deshalb —“ sie brach jetzt in Schreien und Schluchzen aus — „deshalb muß ich auch fort, und er kann bleiben, wenn er auch alle Schuld allein hat. Na, meinetwegen, der Krug geht so lange zu Wasser, bis der Henkel bricht, und die Sonne bringt es an das Licht, unrecht Gut gedeiht nicht.“

Ihre Augen leuchteten unter einem nachsüchtigen Gedanken trübselig auf. „Na, und wenn Sie wissen wollen, wohin die gnädige Frau noch schnell gegangen ist — ich sollte sagen zu einer kranken Frau — dann mag es wohl hier darauf stehen.“

Sie nahm das Papierstückchen, das sie neugierig vorhin vom Teppich aufgelesen, aus ihrem wollenen Handschuh heraus und reichte es Gottlieb hin. Aber ehe diese noch zufassen konnte, hatte der Rittmeister es ergriffen.

„Ginans!“ herrichte er barock die beiden Verdugten an, welche die gemeinsame schlechte Behandlung in weiblichem Schimpfen auf den eingebildeten Herrn draußen schneller zusammenführte, als jede liebevolle Vorstellung von Erna es vorher vermocht. Sie berieten nun, wie aus der Sache der möglichste Vorteil zu ziehen sei, auf welche Weise sie sich ihrer Herrin nun unentbehrlich machen sollten, um sie gründlich auszubenten. Sie hielten ja ihren guten Ruf in den käuflichen Händen.

Klaus von Berge that nur einen einzigen Blick auf den Papierseken. Sein Gesicht hatte sich aschgrau gefärbt.

„Wir wollen nicht voreilige Schlüsse ziehen,“ sagte er, frampfhaft sich beherrschend, und dann in Hast: „Empfangen Sie die Zeugen, erfinden Sie irgend eine höfliche Entschuldigung, halten Sie sie hin! Schlimmsten Falls mag plötzliches Unwohlsein als Vorwand dienen. Den standesamtlichen Akt werden wir ja ohnehin hinausschieben müssen, bis — bis ich Klarheit habe,“ schloß er eifern. Er hatte sagen wollen: „bis Erna sich gerechtfertigt.“

Gottlieb setzte sich mit schlotternden Knien und nahm zu ihrem beliebten Thränenanbruch ihre Zuflucht. Ihr ahnte nichts Gutes. Sie hätte sich wegen ihrer Raschheit züchtigen mögen.

„Hotel du Nord,“ rief Berge dem Kutscher zu. Es war Ernas eigener Kutscher. Der Wagen, der auf ihre Ordre pünktlich vorgefahren, um sie mit ihren Gästen zum Standesamt zu bringen, stand schon vor der Thür.

Schneller als der armfellige Droschkengaul trugen die feurigen Trakehner den Ungebildigen vor das Hotel, vor dem die Droschke von Erna noch ihrer wartend hielt.

„Machen Sie Platz!“ herrschte er den träumenden Droschkenkutscher an, und dieser wich erschrocken ein paar Schritte vorwärts.

„Halten, ich steige nicht aus!“ rief er seinem eigenen

Kutscher zu, und mit finster gefalteten Brauen blickte er zum beschlagenen Fenster hinaus in den offenen Hotelsturz.

Sehr lange brauchte er nicht zu warten. Erna kam die Treppentufen förmlich heruntergebeugt, hinter ihr her sehr eilig ein überputzter alter Beck mit gefärbtem Schnurrbart. Eifrig rebete er auf sie ein, schien etwas anzubieten, auf das sie gar nicht antwortete, denn sie drehte nicht einmal den Kopf nach rückwärts. Der Mann kam ihm bekannt und doch fremd vor; jetzt sah er ihm in die von außen phosphorisch durchleuchteten, glühenden schwarzen Augen.

Eine Sekunde griff sich Klaus von Berge, wie im Wahnsinn, an die Stirn. „Großer Gott, ist es möglich!“ flog ihm über die zitternden Lippen, dann richtete er sich in militärischer Haltung auf, ganz wieder Herr seiner selbst. „Nur keine Scene, nur kein Schauspiel, das mich und sie bloßstellt vor den Leuten,“ so dachte er.

Er stieß von innen den Wagenhaken auf, als Erna auf die erste Hotelstufe trat, er griff salutierend an den Helm und ging ihr mit vollendet ritterlicher Artigkeit ein paar Schritte entgegen, und sein Ton war gemessen höflich, kaum von leiser Ironie gefärbt, als er mit einer Verbeugung sagte: „Ich habe mir erlaubt, dich hier abzuholen, damit du hier nicht ganz die Zeit vergähest.“

Mit einer Hand griff Erna taumelnd in die Luft, mit der andern zum Herzen, das still zu stehen schien vor Schreck und in dem sie empfand, als wenn etwas schrillend zerspränge. Um sie herum kreiste es in bunten Ringen. In ihren Ohren sauste das erregte Blut wie dröhnende Kirchenglocken. Aber kein mitleidiger Herzschlag warf sie in dieser furchtbaren Sekunde nieder.

Willenlos, wie ein Automat, ließ sie ihre Hand in seinen Arm schieben, sich die Stufen hinabführen und gehorjam wie ein Kind in den Wagen heben.

Er setzte sich an ihre Seite. „Zu!“ schrie er dem Kutscher zu. Für den schreckgelähmten alten Eleganten auf der Treppe hatte er keinen Blick mehr.

Stillschweigend fuhren sie die kurze Strecke dahin. Erna war wie versteinert, er in Grimm, wie verhärtet. Als sie hielten, half er ihr wieder heraus.

„Wünschen Sie eine mündliche oder schriftliche Auseinandersetzung?“ fragte er eiskalt, und sein Blick streifte das wankende Leidensbild.

„Sprechen!“ preßte sie heraus, und an seinem Arm taumelte sie, wie eine Schlafwandlerin, die Stufen hinauf in ihre prachtvolle, blumengeschmückte Wohnung.

„Herr Baron von Wedell und Präsident von dem Berge warten,“ flüsterte Karl bekommen hinter der hohlen Hand dem finsternen Bräutigam zu.

„Frau Baronin seien erkrankt — wir bitten um Entschuldigung,“ sagte er in hartem Tone, ging mit Erna an Karl vorüber, zog die Thür zu ihrem kleinen Heiligtum auf und ließ ihr den Vortritt.

Mit einem hörbaren Ruck der Ungeduld zog er ein Möbel heran.

„Sehen Sie sich. Wollen Sie sich erst erholen, oder machen wir die Sache gleich ab?“ sprach er mit militärischer Knappheit. Erna strich mit beiden Händen unaufhörlich über die Stirn hin. Ihre Gedanken wanderten, wanderten; sie trieben einen tollen Spuk hinter dieser weißen, edlen Stirn. Vergangenheit und Gegenwart rannen bunt darin zusammen. Wie ein lebensloses Stück hatte sie sich auf den Stuhl fallen lassen, wie ein blutloser Schemen, ohne klares Denkvermögen, kam sie sich selbst vor.

Und da stand der Mann vor ihr mit eiserner Entschlossenheit, ihr unerbittlicher Richter, und forderte Rechenschaft, und sie mußte sie ihm geben; und doch war in ihrem armen Kopf noch ein so wildes, grauenhaftes Chaos.

„Erbarmen!“ preßte sie endlich hervor. Mit einem Achselzucken unaussprechlicher Verachtung blickte sein Auge auf sie herab.

„Lassen Sie es uns kurz machen; antworten Sie mir auf meine Fragen: War der alte Komödiant, den Sie besuchten am Tage unserer Vermählung, eine alte oder neue Liebe? Habe ich die Ehre, Ihr Herz mit ihm zu teilen, oder den Vorzug, sein Nachfolger zu sein?“

Das traf bis ins Herz, das jagte sie aus ihrem Traumzustande auf, ließ sie jäh emporschnellen.

„Entwürdigte nicht dich und mich!“ schrie sie wehevoll auf. „Was ist er sonst?“ fragte er unerbittlich, die Arme über der breiten Brust verschränkt, den Rücken gegen den Kamin Sims gelehnt, die stahlharten Augen, ohne ein Zucken, auf sie geheftet; ein Bild von Erz.

„Ein Schatten aus der Vergangenheit,“ murmelte sie, wieder zusammenknirschend.

„Also eine Vergangenheit, eine lichtscheue Vergangenheit. Sie haben mich also betrogen, Sie sind nicht die, für die Sie sich ausgeben?“ sprach er ruhiger, aber noch immer voll Bitterkeit.

„Ich bin Erna Maria Wedell, geborne Gräfin Bernsdorff, so wahr mir Gott helfe.“ Sie preßte die flachen Hände noch immer krampfhaft gegen die Schläfen, als wolle sie die wandernden Gedanken festhalten.

„Und Ihre Schuld? Sprechen Sie, sprechen Sie doch!“ drängte er ungeduldig, mit dem Fuß aufstampfend. „Sie müssen eine Schuld tragen, die Sie dem Subjekt in die Hände gab, welche Schuld?“

„Armut, Unwissenheit, Elend, Unerfahrenheit,“ klagte sie mit herzerreißendem Zucken des Mundes.

„Armut! Unwissenheit! Als Gräfin Bernsdorff, von den reichen Bernsdorffs auf Adlershöf? Welches Märchen! Erklären Sie sich,“ wiederholte er ungläubig.

„Von den Bernsdorffs auf Adlershöf, ja freilich stamme ich von ihnen; aber ein ausgestoßener Sohn, ein genialer Thunichtgut, glaube ich, der sein großes Muttererbe mit Theaterleidenschaften hinbrachte, war mein Vater. Ich weiß nicht viel von ihm, er starb früh im Elend und meine Mutter auch. O, mein Kopf, mein Kopf!“ stöhnte sie dazwischen.

„Soll ich gehen?“ fragte er, weicher werdend.

„Nein, nein,“ flehte sie, und ihre feberheißen Augen hefteten sich angstvoll auf ihn. „Erst alles sagen, dann — dann... Ja, wo blieb ich — bei der Großmutter, nicht? Der alten italienischen Frau aus dem Volk, die mit uns darbt und für uns Wäsche wusch in vornehmen neapolitanischen Häusern.“ Sagte ich schon, daß ich eine Zwillingsschwester hatte, einen süßen, blonden Engelskopf, der bald ins Jenseits ging? — Die Glückliche, die Glückliche!“

Klaus von Berge hatte sich gesetzt. Seine starre Haltung ließ nach. Mit Theilnahme, mit Mitleid hörte er, vorgebeugten Oberkörpers, dem erbarmungswürdigen Weibe zu, das mit heftigem Eifer, wie eine noch zu erfüllende, notwendige Aufgabe, ihre Lebensgeschichte ir und wir vor sich himmurmerte und sich, mit einem leisen Nschzen, immer wieder an den Kopf griff.

„Ginevia kann gerettet werden, meine geliebte, kleine Ginevia, mein Ein und Alles, wenn wir nur Geld haben, sagen die Großmutter und die Mona Maria, meine Pate, Geld, um den großen Professor Luigi zu holen, der die kranke Brust ausheilt. Der fremde Marchese Bedelli will mir ja Geld, viel Geld geben, wenn ich ihm zu seiner Psyche stehen will. Warum soll ich nicht?“ fragte sie mit irr glühenden Augen plötzlich den entsetzten Zuhörer. „Er heiratet mich ja, wenn ich sein Ausgebildeter bin. Schade, daß es zu spät ist. Die arme Ginevia ist nun doch fort, morgen würde sie fünfzehn Jahre. Kalt, tot, starr. Sieh, wie schön sie in ihrem weißen Kleid mit dem Myrtenkranz aussieht, schön wie ein WachsBild der Madonna. Sagen Sie es keinem Menschen, keinem Menschen, daß ich sein Modell war, hören Sie! Sein Arm ist ja gelähmt, er hat das Bild ja gar nicht machen können. Kein Mensch ahnt es, keiner! Wie ich mich schäme, schäme, schäme, seit ich von den Pensionärinnen weiß, daß das nicht anständig ist. In die Erde möcht ich mich nun verkriechen. — Keinen andern Mann könnt ich heiraten, als ihn. Wie ich ihn lieb haben will und pflegen und hegen und schnell lernen, daß ich seiner würdig bin. Laß mich doch nicht erst zu den Verwandten meines Vaters, die nichts von uns wissen wollten. Muß es sein? Von dort willst du mich heiraten? Nun, wenn du es wünschst, gehorche ich. Aber sie sind so kalt, so abstoßend hochmütig, ich fürchte mich vor ihnen.“

Blötzlich schien Erna aus ihren Träumen zu erwachen und sah Klaus gedankenklar an. „Und der Weg heute war ganz, ganz überflüssig. Er hat nichts mehr, nachdem ich ihm die Psycheskitze abgelaufen. Er hat mich nur hingelockt in die Falle, um mich in Furcht zu setzen mit der Drohung, dir alles zu verraten. — O Klaus, Klaus, wach ein Hochzeitstag! Vergieb mir, Klaus; reich mir die Hand noch ein letztes Mal. Ich weiß ja, daß nun alles zwischen uns aus sein muß. Ich habe dich so lieb, so grenzenlos lieb gehabt, daß ich das unwürdige Versteckspielen auf mich nahm, um dich nicht zu verlieren. Wie schwer, wie schwer hab ich daran getragen. Gott sei Dank, nun ist auch das aus, alles aus, aus!“

„Aus!“ wiederholte er tonlos. „Hilf mir, Gott, ich kann nicht anders nach meinen Ueberzeugungen als deutscher Offizier,“ stöhnte er auf.

Und dann lag er zu ihren Füßen, begrub den Kopf in ihre brennenden Hände, und die heimliche Thräne, deren er sich schämte, floß langsam ihren weißen, schlanken Finger hinab, an der sein Verlobungsring steckte.

Tiefererschütterter erhob er sich, tappte unsicher, wie ein Blindler, nach seinem Helm umher, preßte ihren Kopf eine Sekunde mit leidenschaftlicher Gewalt an seine Brust.

„Leb' wohl, armes, geliebtes Weib,“ raunte er heiser über sie hin. Dann ließ er sie fast rauh fahren und eilte hinaus. Er mochte seiner Willenskraft nicht länger trauen.

Sein nächster Weg war ins Hotel du Nord, wo er eine kurze Unterredung mit Herrn Albin Albini hatte, die mit der Verabredung endete, daß Herr Albin Albini persönlich sich alle Monate bei einem Bankhaus in Philadelphia eine Summe abheben dürfe, die ihn sorgenfrei stellte. Vorsichtiger, als die unglückliche Frau, hatte sich von Berge von dem Abenteurer erst eine durchaus getreue Photographie geben lassen, die er seinem Geschäftsfreunde, einem ehemaligen Gardeoffizier, der sich in das Bankhaus hineingeheiratet hatte, einsenden wollte.

„So habe ich sie wenigstens gegen diese Hyäne geschützt,“ murmelte er, als er den Menschen verließ. „O, mein Gott, wie finster ist die Zukunft ohne sie.“

VII.

Sonderbare Gerüchte durchschwärmten die Stadt. Eine durch schwere Erkrankung unterbrochene Hochzeit brachte die Gemüther in Erregung. Baronin Wedell sollte am Nervenfieber schwer darnieder liegen und die kleine Lo Wedell, der kein Mensch so viel Herz und Sitruhe zugetraut, sie aufopferungsvoll mit Fräulein Schmachthahn zusammen pflegen. Sonderbar genug, da Lo an der Seite ihres alten Gemahls, der zusehends verfiel, doch wohl ebenso notwendig war.

Dieser war ja aber immer ein ganz unverständlicher Sonderling gewesen, der sich vielleicht lieber von seinem alten Kammerdiener pflegen ließ, an den er seit einem halben Jahrhundert gewöhnt war.

Eines Morgens überraschte seine unerwartete Todesanzeige gewisse tonangebende Kreise der Residenz. Der alte geschwähige Leibarzt der Prinzessin Adolf, der ihn behandelt hatte, erzählte, daß der alte Herr in der letzten Zeit schwer an Schlaflosigkeit litt und daß es nun nicht mehr genau festzustellen sei, ob die eingetretene Herzlähmung eine natürliche oder eine durch zu große Morphiumdosis herbeigeführt sei.

So war denn Lo Wedell nach noch nicht halbjähriger Ehe eine reiche, unabhängige Witwe.

Einfweilen nützten ihr Reichtum und Freiheit noch blutwenig. Im Schuldbewußtsein, dem alten Manne die paar letzten Tage durch grenzenlosen Leichtsinns verbittert, vielleicht seinen Tod verschuldet zu haben, ließ sie den Kopf traurig hängen und schlich, wie mit ängstlich zusammengezogenen Flügeln, durch das stille Krankenhaus, an das Schmerzenslager ihrer geliebten Schwägerin. Das war ihr liebster Aufenthalt jetzt. Dort wollte sie in liebevoller Pflichterfüllung jähnen, was sie unbedacht gesündigt hatte.

Vor dem prachtvollen Palais in der Parkstraße lag Stroh aufgeschüttet. Die Auffahrt für Wagen war abgesperrt, die Hausglocke festgebunden.

Jeder, der sich nach der Baronin erkundigen wollte, und es waren nicht wenige, die tagsüber anfragten und ihre Wagen in angemessener Ferne halten ließen, mußten an der Portierloge Halt machen, an der ein Mann bei jeder teilnehmenden Anfrage den Kopf von Tag zu Tag bedenklicher schüttelte und sein trostloses „Schlecht, sehr schlecht!“ murmelte.

Der Mann war Karl. Sein böses Gewissen hatte ihn aus dem bequemen Dienst vertrieben, und so war er Fräulein

Schmachthahn um den eben frei gewordenen Posten angegangen, um nur nicht die Luft da oben atmen zu müssen, die ihn bedrückte. Zu thun gab es ja da ohnehin nichts mehr.

Seiner Geliebten hatte er sehr nachdrücklich und handgreiflich eingebläut, daß Reden Silber und Schweigen Gold ist, als sie mit dem Briefträger einmal kleine Verantwortlichkeiten wechseln und geheime Andeutungen über die Krankheitsursachen fallen lassen wollte. Seitdem sah Nanette den Gestrungen sehen von der Seite an und wagte nicht die leiseste Bemerkung mehr.

Karl wußte ja, was ein anständiger Diener seiner Herrschaft schuldig ist, wenn er sich selbst achtet. Und wenn aus seinen vier Wänden etwas heraus käme, würde er demjenigen, der geplaudert hätte, den Hals umdrehen.

Nanette liebte sicher das Leben zu sehr, um sich dem auszuweichen, wenn Karls Tyrannei es auch gerade nicht zu einem beneidenswerten machte, und sonderbar, je schlechter er sie behandelte, je vernarrter ward sie in ihren Mann.

So konnte es geschehen, daß die lächerlichsten Gerüchte in der Stadt umliefen, die nur einen Schatten von der Wahrheit enthielten. Vorübergehende hätten den musterhaften Rittmeister von Berge an seinem Hochzeitstage in einem Wagen vor dem Hotel du Nord versteckt gesehen, um eine verschleierte Dame dort abzuholen. Seine Untreue wäre der armen Wedell schon vorher bekannt geworden. Sie müßte natürlich die hochgradige nervöse Aufregung hervorgerufen haben, die sie dann aufs Krankenlager geworfen hätte.

Lange schwirrten die böswilligsten Erfindungen um den finster seine Pflicht erfüllenden Rittmeister herum, ehe der Meißtbedeutigste davon erfuhr. Seine drakonische Strenge hatte ihm bei Leichtlebigeren ja manchen Feind gemacht. Jetzt begrüßten diese mit Schadenfreude den plötzlichen Sturz von dem moralischen Sockel.

Ein junger, ihm treu ergebener Kamerad konnte die Schmähungen hinter seinem Rücken, die er für Verleumdungen hielt, nicht länger mit anhören. Er faßte sich ein Herz und wiederholte sie ihm ins Gesicht hinein.

Klaus von Berge hörte aus alledem nur eins heraus: sie war krank, sterbenskrank. O, seine schreckliche Ahnung hatte ihn also nicht getrogen! In Fieberphantasien hatte sie damals schon ihm gegenübergelesen, und er hatte fortgelesen, fortleben können, fortleben wie ein Automat! Vom Dienst nach Hause und von da in die wissenschaftlichen Fortbildungsstudien sich stürzend, um alles zu übertäuben, was sehnsuchtsvoll in ihm schrie nach ihr, nach ihrem Anblick, ihrer Stimme, ihren süßen Augen.

Diese Trauerkunde durchbrach bligartig seine unnatürliche Ruhe. Zu ihr, gleichviel, ob er ein Recht dazu hatte oder nicht! Die elementare Gewalt der Liebe war das Recht, das über allem andern steht.

Der junge Kamerad sprach noch immer auf ihn ein, während sie hastig Seite an Seite ausstritten. Klaus hörte kaum hin. „Lassen Sie sie nur,“ wehrte er das immer lebhaftere Drängen des noch sehr Heißblütigen ab, wie man eine lästig summende Fliege von sich scheucht.

Kopfschüttelnd drückte dieser dem Freunde vor dem Hause der Baronin die Hand, unbedacht gleich darauf im Kasino seine Verwunderung über das seltsame Benehmen des Rittmeisters äußernd.

„Ich lasse meinen Kopf darauf, wenn der Bruch nicht von ihm ausgeht. Von der Krankheit wußte er gar nichts, und als ich ihm davon mitteilte, war er so auffallend bestürzt, wie jemand, der gegen einen andern zu hart gewesen. Auf Ehre! Der unschuldige Teil ist er. Wer weiß, was für nette Geschichten bei dem Fräulein Braut vorgelegen haben.“

Man mußte den neu ins Regiment gekommenen Stizkopf, der für Berge schwärmte, erst unterrichten, daß es gar kein Fräulein sei, und daß ein Unrecht auf ihrer Seite pure Unmöglichkeit wäre.

„Und ich lege meine Hand für ihn ins Feuer,“ rief er mit jugendlichem Eifer.

Daneben saß ein hagerer, arg verletzter Major und strich sich mit einem eigen versteckten Lächeln den fahlblonden Schnurrbart.

„Na, Wedell, da kann man Ihnen ja Glück wünschen, daß Sie nicht der Reingefallene bei dieser modernen Heiligen waren,“ rief er laut durch den ganzen Raum Kurt zu, der am Billard eben kunstgerecht sein Queue ansetzte.

Dieser hatte nur halb gehört und richtete den zierlich frisierten Kopf erst nach dem gelungenen Stoß auf. Alle übrigen aber hatten um so besser gehört.

Das böshafte Wort machte schnell die Runde. Man setzte lachend hinzu, daß das die Rache des Majors für den von Erna Wedell erhaltenen Korb sei. Aber man sprach es doch weiter, wie man gedankenlos in der großen Welt eben alles weiter trägt, ob es gleich über Leben und Sterben eines Menschen entscheidet.

Durch das totenstille Haus war Klaus unbehindert aufwärts gestiegen. Karl, der sein freibleichs Gesicht zum Portierfenster hinausgesteckt, als er den festen Schritt über die Steinfliesen hallen hörte, zog den Kopf bei dem unerwarteten Anblick hurtig wieder zurück. Die Parterrebewohner hatten sich geslichtet, als es hieß, das Nervenfieber sei typhös geworden. Nichts, nichts unterbrach die schaurige Stille.

Klaus klopfte behutend an die Scheibe. Leise kam jemand herangehuscht, und die Schmachthahn öffnete selbst, mit äußerster Vorsicht jedes Thürrarren vermeidend.

Der grauenhafte Moschusgeruch preßte ihm gleich das Herz zusammen. Gottliebens verweintes, trostloses Gesicht sagte den Rest. Er konnte keinen Laut aus der Kehle zwingen. Sie verstand seine angstvoll fragenden Blicke. Sie zuckte nur hoffnungslos die Achsel.

„Wollen Sie sie noch sehen? Sie ist bewußtlos,“ preßte sie hinter ihrem Taschentuch hervor.

Er nickte. Sie bedeutete ihm durch einen Wink, die schweren Stiefel auszuziehen, und trug ihm ein Paar Filzpanzertel herbei. Dann glitt sie unhörbar wie ein Geist vor ihm her in das verdunkelte Schlafzimmer. Die Vorhänge fielen hinter ihm zu Er war in dem Heiligtum, das er noch nie betreten.

Hinter der Porzellan Säule glühte das Nachtlicht und erhellte dieselbe fattgelb. Wie durchleuchtetes Porzellan sah das eingesunkene Gesicht da auf dem Pfühl aus. Die feine Nase

hatte sich verschärft und zugespitzt, der liebliche Mund stand offen, und die Lippen waren eingesprungen und vom Fieber ausgeblüht. Unter den hochgewölbten, blaugeäderten Lidern zogen sich breite, schwarze Schatten hin. Die schwere, halbgelbe, dunkle Haarpracht schleifte mit den Spitzen den Boden. Sie lag auf ihrem schneeigen Spitzenkissen, schön und still wie ein Wachsbild, in totenhafter Apathie.

Er stolperte vorwärts, um zu lauschen, ob noch Odem in dieser reglosen Brust sei, und sein Fuß stieß, dicht neben dem Lager, auf ein elastisch weiches Etwas. Als er flüchtig hinsah, bemerkte er, daß es Lo's wie ein Kätzchen zusammengewickelte, zierliche Gestalt war, die da auf dem Teppich in sanftem Kinderchlaf ruhte.

Vor Uebermüdung mußte sie von ihrem Wächterposten heruntergeglitten sein. Ihr rundes Kindergezicht war in den Krankenwochen schmal und blaß geworden. Die Ruhe war ihr wohl zu gönnen, und die treue Schmachthahn war doch immer auf dem Posten.

Er berührte die abgekehrte Hand auf der Decke. Sie fühlte sich schattenhaft leicht und blutleer an und war kalt wie Eis. Trostlos preßte er seine warmen, lebendigen Lippen auf den leblosen Marmor. Erna blieb teilnahmslos.

„So liegt sie schon seit vierundzwanzig Stunden. Die Aerzte haben keine Hoffnung mehr. Die Krise ist überstanden. Sie stirbt dennoch an Schwäche, an Willenslosigkeit, zu leben,“ raunte ihm die Schmachthahn ins Ohr.

Sollte er sie anrufen, sie ansehen, zu leben, zu leben für ihn? War's nicht ein Frevel, dieser fromme Betrug, der sie zu neuen Leiden, neuer Entfugung ins Dasein zurückrief? Konnte er ihr, konnte er sich helfen?

Den treuen Augen der Schmachthahn wich er aus, die gar so beweglich flecten: „Hilf hier, versuche, sie uns ins Leben zurückzubannen!“ Er ließ sich schwer neben dem Lager in den Sessel fallen, den Lo Wedell vorhin eingenommen.

Stunden vergingen in unverändertem Schweigen.

Keinen Blick ließ er von dem teuren Antlitz, das mehr und mehr der Todeszug zeichnete. Kein Laut kam von seinen eifern geschlossenen Lippen. In Harm versunken, jede leiseste Veränderung erschauend, sah er regungslos da.

Die Aerzte kamen und gingen. Immer ernster wurden ihre Mienen.

Gottliebe kauerte auf einer Fußbank, die Ellbogen auf den Knien, das Kinn in beide Hände gestützt, und wiegte sich winnend hin und her. So schlief, schlief, schlief, beide Arme unter das Haupt geschoben, den durch nichts zu unterbrechenden Schlaf der übermüden Kinder.

Als der Morgen fahl und grau hereindämmerte, begannen Ernas Todesphantasien.

Während waren die Bilder, die dem entrückenden Geiste vorschweben mußten. Sie war in der Kindheit, zurückverlegt an den Strand der blauen Adria und sammelte Muscheln und Steine mit der holden Zwillingschwester, und in weicher italienischer Mundart beschwor sie die Geliebte, ihr Tüchlein doch noch zu nehmen — sie friere ja nicht — nur nicht so zu husten, so grauenhaft zu husten; der Ton reiße ihr das Herz entzwei. Da wechselte das Bild. Sie wand sich in Qualen auf ihrem Lager; in dem ahnungslosen Kinde erwachte durch Erkenntnis das Bewußtsein des Fehls. Die Scham vor sich selbst, die Furcht vor Entdeckung, Bloßstellung preßte ihr wehevolle Laute ab. Dann folgten Worte rührender Dankbarkeit, töchterlicher Liebe und Verehrung. Das friedlich glückliche Eheleben des ungleichen Paares lag vor den Lauschenden...

Gottliebe sah da und sog jeden Ton gierig ein, und sie gedachte der Zeit, zu welcher die junge, kaum erschlossene Mädchenblüte stehend in ihr Leben eingebracht; wie der Freund, dem im geheimen ihr Herz von Jugend auf gehörte, ohne daß sie, die bescheidene Pastorstochter, sich kühnen Zukunftsplänen je hinzugeben wagte, von ihr als Freundchaftsdienst Schutz und Liebe für die verlassene Waise forderte, die einst sein Weib werden sollte.

Wie hatte Gottliebe da im geheimen mit sich gerungen, und wie sieghaft war die opferbereite Liebe aus dem Kampf mit aller Selbstsucht hervorgegangen! Eine Freundin, eine treue Freundin im ausgedehntesten Sinne des Wortes war sie dem schutzlosen Mädchen gewesen, das die Ferien im freundlichen Pfarrhause verleben durfte, das sie mütterlich von der Pension holte und zurückbrachte, eine Freundin der jungen, sich immer herrlicher entfaltenden Frau, der sie es Dank wußte, wie sehr ihr Herzensreichtum den heimlich Geliebten beglückte, eine Freundin und Lebensgefährtin, oft schrullen- und launen-

haft, aber immer treu ergeben der jungen Witwe. Und nun dieses Ende!

Sie schluchzte auf, als von der wandernden Seele die letzte Phantasie, die Phantasie ihres selig-unseligen Liebeslebens in ergreifender Schilderung nun wiedergegeben ward.

Jauchzendes Glück. Tiefe Innigkeit, eine unaussprechlich starke, alles übersteigende Neigung. Dann Angst, folternde Seelenangst, Furcht vor seinem Verluste, Furcht und Zweifel vor dem Versteckspiel, und über alledem, sieghaft, in allgewaltiger Kraft, ihre heilige, glühende Liebe zu ihm. Das — das tropfte, Wort für Wort, in das Ohr des tieferschütterten Mannes.

Er hielt sich nicht mehr. Fort alle Vorurteile, Standesliebe, Ehrsucht! Wie Spreu stoben sie nach allen Winden vor dem einen, einzig gewaltigen Gefühl: sie darf nicht von dir gehen!

Er liegt auf seinen Knien. Er ruft sie an. Er fleht, er beschwört die fortziehende Seele, nicht von himmen zu gehen, ihn nicht im Dunkel, in Verzweiflung, im Nichts zurückzulassen.

Zu spät! — Langsam ebbt die versiegende Lebenskraft ab. Die Lippen fallen nur noch leises, süßes, wirres Zeug: Liebesworte an einen Entfernten.

Da packt's ihn wie Horn gegen sich, die Welt, sie.

Er schreit ihren Namen hilferufend, als schlagen die Wellen über ihm zusammen und er versinke, versinke in die boden-

Die Gesellschaft hatte Grund einmal wieder sattfam zu erstanen. Die Bestattung der Baronin Wedell war eine so wunderliche gewesen. Hinter dem Sarge her zog ein unabsehbar langer Zug von Gestalten in Lumpen, auf Krücken oder mit der Tafel des Blinden vor der Brust, und jeder von diesen Enterbten, die den stolzen Karossen voranzogen, hielt ein grünes Tannenreislein, ein paar Blätter, ein paar billige Sommerblüten in der Hand, als Danktribut und schönstes Ehrenzeichen für die Verstorbene.

Unter all dem glanzvollen Trauergeloge fehlte aber der Bräutigam. Ein paar Stunden zerbrach man sich den Kopf über den möglichen Grund. Dann sickerte die Wahrheit langsam durch. Einige Offiziere, die im Ehrenrat gefessen, dem von Berge vor drei Tagen keine Sache angezeigt, gaben jetzt Aufklärung. Major von Osten hatte die Ehre seiner verstorbenen Braut öffentlich angegriffen, Klaus suchte die Erlaubnis beim Ehrenrat nach, von seinem Vorgesetzten Genugthuung fordern zu dürfen für die ihm angethane Schmach. Das Gottesgericht, dem sich der Lebensmüde gestellt, sollte gar merkwürdig entschieden haben. Getötet war er freilich nicht, nur der rechte Arm war ihm zerschmettert worden. Seinen Abschied würde er ohne Zweifel nach der Genesung fordern müssen.

Lo Wedell, so raunte man sich in den gleichen Kreisen zu, sollte plötzlich Geschmach an dem Beruf der barmherzigen Schwester gefunden haben — wenigstens pflegte sie ihren verwundeten Better mit Ausdauer und Aufopferung.

Einige setzen hinzu: mit Liebe. Ob der kranke Mann je dafür ein Auge haben wird, dieser eben Genesende, der auf den Arm seines Dieners gestützt schwerfällig aus dem Wagen steigt und mühselig die stillen Steige entlang schwankt, über deren aufgewirbeltem Riez der Herbstwind schon sein Spiel treibt, die welken Totenkränze von den Kreuzen reißend und durcheinander wirfend.

Mühsam und langsam kommt er vorwärts; Krankenblässe liegt auf seinem Gesicht. Die Civilkleidung läßt die abgemagerte Gestalt noch schlanker erscheinen. Sein Auge hat den ehernen Blick verloren. Müde und hoffnungslos streift es über die vielhundert Gräber hin, deren Schläfern er die friedvolle Aufruhe neidet.

Vor dem Wedellschen Erbbegräbnis steht er still und winkt dem Diener zu, sich zurückzuziehen, und nun lehnt er sich über das durchbrochene Gitter hin und starrt thränenlos auf das letzte Grab. Der Wind zauft an dem Rosenstrauch und schüttet die letzten weißen Blumenblätter auf die immergrünen Hügel nieder. Verwesungsduft atmet die ersterbende Natur, und naß und tot liegen die verwelkenden Blätter unter seinen Füßen.

Vergehend — sterbend — tot!

Tot sein Glück! Einem Schemen geopfert, der über Nacht nun auch für ihn in Trümmer gegangen!

Eine gebrochene weiße Rose ruht da vor ihm, die sein Soldatenfuß zertreten mußte, weil — weil sie eine Vergangenheit hatte. Die Engelsreine — eine Vergangenheit, die sie nicht gut genug zu seinem Weibe macht?

Eine Vergangenheit! Hat er nun noch eine Zukunft?

Die kleine unfeierte Witwe, die bis dahin, auch ihrem Better Kurt, der sich darum schleunigst nach Mexiko versetzen ließ, Körbe austeilte, hat nach zwei Jahren gebuldigen Harrens ihren Herrn und Meister gefunden.

Mit dem melancholischen Finkenstein verlobte sie sich schließlich, der die Trauer um die junge Zeichenlehrerin — sie hat auf der Düsseldorfer Ausstellung schon einen geachteten Namen erworben — glücklich verwunden hat.

Irgendwo versteckt, im Schwarzwald, lebt ein müder Mann. Zugleich ist Gottliebe dort aufgetaucht, sein zweites Ich, sein Sekretär.

Er hat nun aber doch einen Daseinszweck gefunden. Zu weiten dringt ein Lebenszeichen von ihm in die Welt. Der schneidige Soldat ist im Ruhestand unter die Schriftsteller gegangen. Freilich zeigen seine Manuskripte eine weibliche Hand. Er veröffentlicht tief ergreifende kleine Lebens- und Stimmungsbilder. Wenig künden die Zeitschriften sogar einen dramatischen Versuch von ihm an. Lebensblut wird ihn jedenfalls durchpulsen. Er betitelt sich ja:

„Eine Vergangenheit.“

— Ende —



Der erste Brief. Von J. V. Carstens.

lose Tiefe, in das Nichts — wenn sie ihm nicht die rettende Hand reicht?

Langsam öffnet sie die umflorten Augen. Ein seliges Leuchten liegt darin. Sie schaut ihn klar bewußt an, mit einem Ausdruck grenzenloser Liebe.

„Klaus, mein Klaus!“

Wie ein Hauch streift's über ihn dahin, wie ein Lippeln aus weiter, weiter Ferne. Er springt auf. Er reißt sie in Verzweiflung an sich. Da schmiegt sich der schöne Kopf tief, tief wie ein schlafmüdes Kind in seinen Arm. Noch ein Seufzen, ein glücklich zufriedenes Seufzen. Die Lider schließen sich sanft. Die Gestalt reckt sich leise. Das Uhrwerk steht still.

Hat er so, Mark und Bein erschütternd, aufgeschrien? Oder kam's von der aufgerichteten Gestalt da neben ihm, die wie anklagend den Finger gegen ihn erhebt und im fahlen Tageslicht mit grauem Gesicht und grauer Kleidung ausficht wie die Rachegöttin selbst?

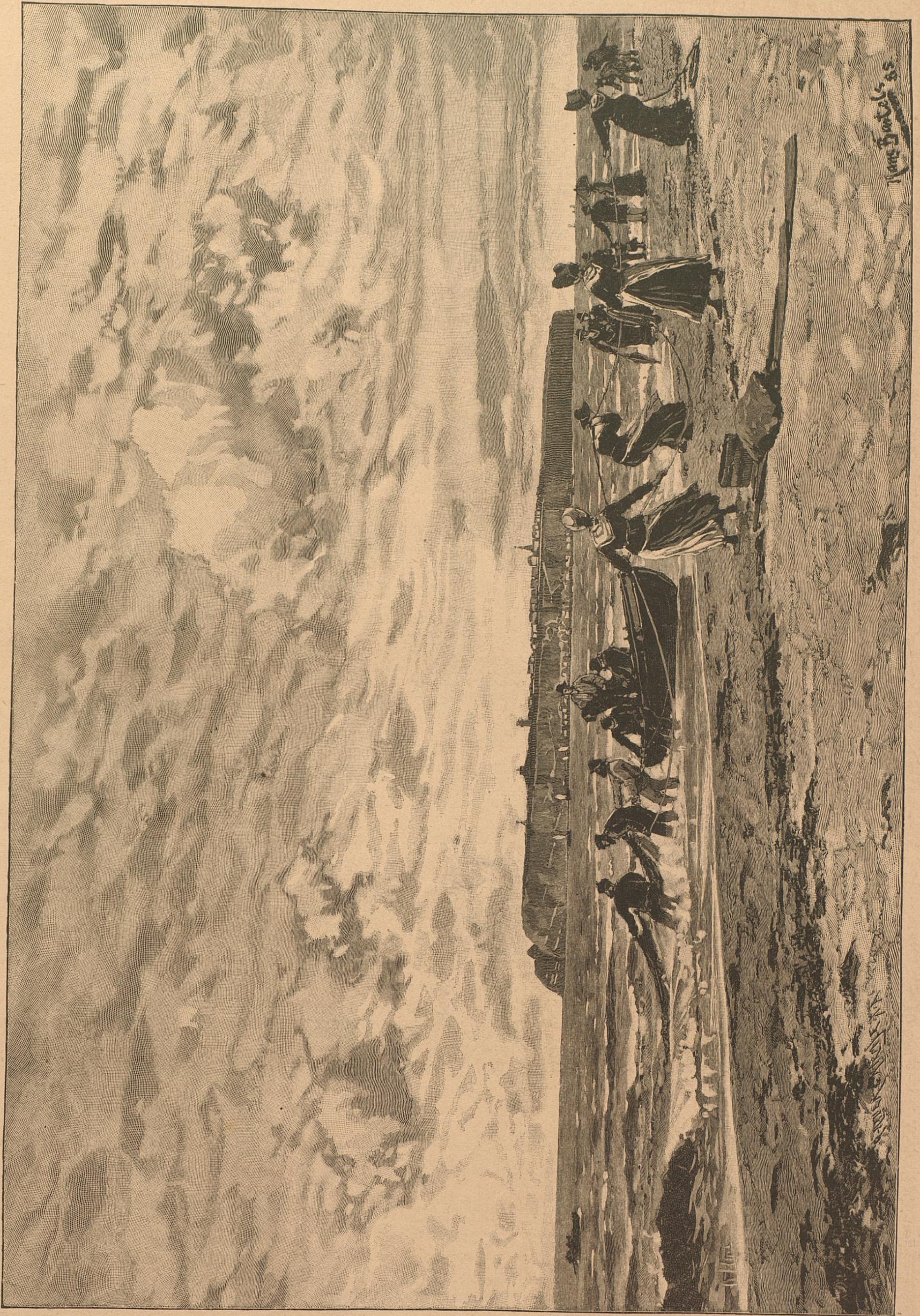
Mit dem melancholischen Finkenstein verlobte sie sich schließlich, der die Trauer um die junge Zeichenlehrerin — sie hat auf der Düsseldorfer Ausstellung schon einen geachteten Namen erworben — glücklich verwunden hat.

Irgendwo versteckt, im Schwarzwald, lebt ein müder Mann. Zugleich ist Gottliebe dort aufgetaucht, sein zweites Ich, sein Sekretär.

Er hat nun aber doch einen Daseinszweck gefunden. Zu weiten dringt ein Lebenszeichen von ihm in die Welt. Der schneidige Soldat ist im Ruhestand unter die Schriftsteller gegangen. Freilich zeigen seine Manuskripte eine weibliche Hand. Er veröffentlicht tief ergreifende kleine Lebens- und Stimmungsbilder. Wenig künden die Zeitschriften sogar einen dramatischen Versuch von ihm an. Lebensblut wird ihn jedenfalls durchpulsen. Er betitelt sich ja:

„Eine Vergangenheit.“

— Ende —



Helgoland. Originalzeichnung von Hans Bartels.

Hans Bartels 85

Die Brockenhexe.

Ein lustiges Sommererlebnis von Paul v. Schönthan.

(Schluß von S. 258.)

Nachdruck verboten.

Neben an blieb es noch immer still. Gegen elf Uhr endlich machte ich der eigenartigen Situation ein Ende, indem ich mich, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt, jede Bewegung auf ihre hörbaren Folgen abmessend, erhob und, wie eine Kaze über die verräterisch knackenden Dielen schleichend, anzuziehen begann. Dazwischen horchte ich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hinüber, leider ohne einen Laut zu erhörten. Von einer gewissen Unruhe getrieben, beschleunigte ich meine Toilette. So lange konnten sie gar nicht schlafen, die Sonne brannte durch die Scheiben, und das war auf den Treppen ein Laufen und Hüfen, ein Kofferrücken, Thürenzuwerfen und Klingeln ohne Ende.

Als ich angekleidet war, trat ich auf den Korridor. Der erste Blick galt der Thür mit der Aufschrift Nr. 63; sie war angelehnt, sodas ein Spalt entstand, der mir gestattete, einen Blick in das Innere zu werfen. Das Stübchen war leer, kein Koffer war zu sehen, keine Spur des Bewohntseins!

Gleichzeitig sah ich den Hausknecht die Treppe heraufkommen. Ich stürzte auf ihn zu: „Wo sind die Damen?“ rief ich mit einer Mischung von Trauer und Wut.

„Von Nr. 63?“ fragte der Hausknecht ohne jede Neugier oder Verlegenheit. „Mit dem Omnibus nach Ilfenburg, alle beide, um acht Uhr schon!“

„Abgereist?“ stöhnte ich völlig vernichtet. „Und ich habe Ihnen doch aufgetragen, mich zu wecken!“

„So? Hab' ich Sie etwa nicht geweckt?“ antwortete der Knecht, der dem Fassungslofen gegenüber einen ziemlich respektlofen Ton für angebracht hielt.

„Sie mich geweckt?“ rief ich mit der ganzen Verachtung aus, die eine dreiste Lüge in der Seele des Gerechten entflammt.

„Ja wohl, Herr, zweimal noch dazu. Der Herr haben ja auch geantwortet, aber aufgestanden sind Sie nicht.“

„Ich hätte geantwortet? Da wäre ich neugierig, was?“

„Gewiß! Wie ich angelopft habe — zweimal ganz verb — haben Sie gerufen: „Zum Donnerwetter, was ist denn los?“ „Nicht, habe ich reingefunden, bloß die Damen sind schon beim Frühstück, nachher reisen sie!“ Darauf haben Sie mir eine schöne Antwort gegeben: „Lassen Sie sie in T — Namen reisen und machen Sie, daß Sie von meiner Thür wegkommen, sonst —!“ Na, da bin ich meiner Wege gegangen.“

Ich war geneigt, dem Knecht, der mir so unglaubliche Geschichten erzählte, an die Kehle zu springen, aber er hatte ein so ehrliches Gesicht; er war zu einfältig und zu grob, um zu fabulieren; vielleicht hatte ich in jener rätselhaften Morgenstunde oder jetzt meine Verstandskräfte nicht unter meiner Herrschaft; war ich etwa ein Opfer des Teufels- und Hergenspuffs geworden, auf dem Blocksberg darf man darauf gefaßt sein. Was war denn mit mir vorgegangen?

Während ich mir diese Frage in allen Varianten vorlegte, schritt ich völlig mechanisch die Treppe hinab. Vor dem Thor stand der Maler, seine Morgencigarre rauchend und mit einigen Touristen gemütlich plaudernd. Als er mich sah, machte er sich von seinen neuen Freunden los. „Na, da sind Sie ja, Sie haben aber einen gesunden Schlaf!“

Ich suchte meine Niedergeschlagenheit zu bemänteln und erkundigte mich, ohne das geringste Interesse daran zu nehmen, wann er aufgestanden sei.

„Ganz früh. Denken Sie sich, weckt mich der Lämmel von Hausknecht, und wie der einen weckt! Ja, ich sollte partout aufstehen, weil die Damen von nebenan abreisten. So ein Einfall!“

In diesem Augenblicke wurde mir natürlich alles klar. Der Knecht war ja von dem Zimmertausch nicht unterrichtet worden. Der Brave hatte seine Pflichten getan. Dafür, daß er einen andern statt meiner weckte, konnte der Ahnungslose nichts. Ich verschwieg diese Aufklärung und ließ den Maler weitererzählen. Er fuhr fort: „Uebrigens war ich schon vorher so halb wach. Es ist ja unglaublich, wie man hier hört, was neben und über einem vorgeht. Sie wissen wohl gar nicht, daß die beiden Leipzigerinnen gerade zwischen uns wohnen? „Ei Herrjäs!“ Die ganze Unterhaltung mußte ich mit anhören.“

„So, und was haben sie denn gesprochen?“ fiel ich ihm schnell ins Wort.

„Ach, alles Mögliche. Ich habe kaum hingehört.“

„Mensch!“ pläzte ich heraus.

Er sah mich verwundert an, dann begann er gänzlich ohne Nachahnungstalent die Tante aus Leipzig zu kopieren: „Es ist gut, daß heute schönes Wetter ist und daß wir reisen können, hat die Frau Professor gesagt — du hättest am Ende noch einen dummen Streich gemacht. Darauf lachte die Junge und sagte: Habe ich denn schon einen begangen? Natürlich! antwortete die Tante. Hast du nicht gestern abend deinen Trauring versteckt und dich wie ein kleines Pensionsgänschen betragen? Wenn das Ludwig erfährt! — Und so schwachten sie weiter. Ja, ja, wir sind den Damen gründlich aufgelesen — das heißt, ich wußte ja, woran ich war mit meiner Tante — aber Sie! — Sehen Sie, ich habe Sie gewarnt. Das war eine richtige Brockenhexe, die Blonde!“

Ich suchte den Heiteren zu spielen, der einen guten Spaß versteht, aber dabei grollte ich mir selber wegen meiner Einfalt. Natürlich, wäre ich nur ein bißchen schlauer gewesen, so hätte ich den Betrug entdecken können — die frauenhafte Gestalt und ihre Sicherheit, dann die geheimnisvollen Blicke, die Tante und Nichte wechselten, das schelmische Lachen — o, was war ich für ein —

Unterdessen beschäftigte sich der Maler wieder mit seinem Skizzenbuch. Er zeigte mir die Porträtskizze unserer Blondine. „Uebrigens ein prächtiges Köpferl,“ sagte er, mit der Spitze des kleinen Fingers die Striche des Hintergrundes zu einem gleichmäßigen Ton verreibend, „erinnert so gewissermaßen an einen Rafaelschen Engel: den, der sich so hülmümmelt, he?“

„Wollen Sie mir das Blatt zur Erinnerung an unser Zusammentreffen schenken?“ bat ich.

„Gern, wenn's Ihnen Spaß macht!“ Und er schnitt das Blatt aus seinem Buch, schrieb das Datum darunter und übergab es mir mit parodistischer Feierlichkeit.

Ein seelensguter Junge, der von Tante und Nichte so verachtete Maler; wie herzlich verabschiedete er sich eine Stunde später, als er sich, mit dem Känzel auf dem Rücken, auf die Wanderschaft begab; er hatte sich zwei Gymnasiallehrern aus Rostock angeschlossen, die gleich ihm durchs Schneeloch, über den Isestein hinabstiegen.

In einer Stimmung, die zwischen Niedergeschlagenheit und Empörung schwankte, umkreiste ich unschlüssig das Haus, und endlich beschloß ich meine Betrachtungen mit den unausgesprochenen Worten: O meine Gnädigste, so ganz ungefragt vernichtet man die zarte Blüte der Hoffnungen eines reiferen Jungesellen nicht, das ist grausam, und Sie sollen wenigstens eine ganz kleine Züchtigung erfahren; wir wollen Sie nicht umsonst belauscht haben!

Gegen Mittag packte ich meine Sachen, besah mir vorher noch in aller Eile die nebelfreie Fernsicht, nur um sagen zu können, daß ich's gesehen hätte, und ließ mich per Omnibus nach Ilfenburg hinabbringen; das war ja auch das Ziel der beiden Damen gewesen, und ich durfte erwarten, daß ich sie da bald ausfindig machen werde.

Die Hoffnung erfüllte sich schon bei dem ersten Versuch. Im Garten des Hotels „Zu den Forellen“ entdeckte ich die Frau Professor und ihre nichtsmüde Nichte am Kaffeetisch in einer Laube, vergnügt und plauderhaft wie gestern. Ach, wie reizend nahm sich dieses Köpferchen in der hellen Sonnenbeleuchtung zwischen dem frischen Grün des wilden Weinlaubs aus! O, sie war schön, die Missethäterin!

Ich ließ mich erst von weitem sehen, um sie zu beruhigen, und in der That, mein Erscheinen bereitete ihnen, wie ich wohl bemerken konnte, eine gewisse Verlegenheit. Als ich mich davon überzeugt hatte, erkundigte ich mich bei dem Kellner, ob er nichts über die Reisepläne der Damen wisse. Er antwortete: „Zunächst bleiben sie wohl ein paar Tage hier. Morgen kommt ja auch der Mann von der jungen Frau, es ist schon das Zimmer bestellt.“

Die Auskunft befriedigte mich; um so fataler mußte ihnen mein Kommen und die drohende Gefahr der Erneuerung unserer Bekanntschaft sein. Ich ließ sie bis zum Abend zappeln; im Speisesaal überfiel ich sie, indem ich sehr unbehaglich meiner Freude Ausdruck gab, sie wiedergefunden zu haben, um so mehr, da ich sozusagen eine Mission zu erfüllen habe. „Die Angelegenheit ist sehr ernsthaft,“ jagte ich, „und ich bitte Sie, daß Sie mir ein paar Minuten schenken.“ — Tante und Nichte sahen mich ahnungslos und besorgt an. Und nun begann ich: „Sie haben gestern einen Maler, meinen treuesten und besten Jugendfreund, kennen gelernt, und in seinem Auftrage komme ich. Dieses Blatt soll meine Beglaubigung sein.“ Dabei zog ich die Zeichnung aus dem Skizzenbuch hervor und freute mich, zu sehen, daß die schöne Betrügerin erschraf. Ich fuhr fort: „Sie, mein gnädigste Fräulein, haben in meinem genialen Freund, der ein rücksichtslos sein Ziel verfolgender, starrer Charakter ist, den Wunsch, über besser gesagt, die Sehnsucht erweckt, sein Leben an das Ihrige zu fesseln.“ (Mein pseudo-Fräulein öffnete das Mündchen, ohne ein Wort hervorzubringen; übrigens ließ ich ihr auch gar keine Zeit dazu.) „Er hat sich vorgelebt mit Ihrer Frau Tante beschäftigt und sich sogar den Ansehen eines Schlafenden gegeben — alles nur, um Sie desto unauffälliger beobachten zu können, und die Nacht brachte er auf meinem Bette sitzend zu, schwärmend und feusend. Durch mich, mein Fräulein, bietet er Ihnen alles an, was er zu vergeben hat: seine Verehrung, die zukünftigen Früchte seines freilich nur bescheidenen Talents und — seine Hand.“

„Allmächtiger!“ stieß die Frau Professor hervor.

„Ach, das ist ja Unsinn!“ stammelte die eingeschüchterte Betrügerin.

Ich protestierte. „Ein Antrag, so ernsthaft wie einer, und ich war es, der den lieben Genossen in seinen Gefühlen bestärkt hat, denn ich habe mit Entzücken in den heiteren Spiegel einer wahren und ungeschuldsollen Mädchenseele geblickt. Sie verdienen, glücklich zu werden.“

Die Tante starrte verzweiflungsvoll die noch im Tode so lustig aussehenden geringelten Forellen an, die noch unberührt vor ihnen standen. Mein Opfer sah verwirrt in den Schoß, in den sie ihre Hände versteckt hatte, und was mich betriefft, so belustigte mich insgeheim ihre wachsende Verlegenheit, und ich redete mich mit Behagen in meine Rolle hinein. „Mein Freund,“ fuhr ich fort, „wagt es nicht, vor Sie hinzutreten, ehe ich — der Aeltere — mit Ihnen gesprochen, aber dann will er um so entschlossener handeln; er wird auf meinen Rat, und um den Aufruhr seiner Gefühle zu beruhigen, die heutige Nacht noch oben auf dem Brocken zubringen, er hat inzwischen an seine Eltern telegraphiert und geschrieben und ihnen seine Hoffnungen gestanden; morgen wird er mit dem Frühlsten nach Ilfenburg herabkommen. Darf ich hoffen, daß Sie ihn nicht ungnädig empfangen?“

„Es geht nicht, bitte, er soll doch nur oben bleiben. O entschuldig! Wenn Sie wüßten!“ stammelte mein zappelndes Opfer. „Ich begreife Ihre Verwirrung,“ redete ich ruhig weiter, „aber ich habe meinem Freunde das Versprechen gegeben, für ihn zu handeln, als ob es mein Lebensglück gälte, und ich werde nicht verhindern können, daß er sich Ihnen morgen nähert, um von Ihnen selbst zu hören, was ich schon heute zu hoffen wage.“

„Siehst du, siehst du!“ jammerte jetzt die Tante, die sich keinen Rat mehr wußte, „das kommt davon, diese dummen Streiche, sie nehmen immer ein übles Ende!“

„Wer konnte denn so etwas ahnen!“ sagte die also Ausgescholtene leise. Aber das neu- und freimütige Geständnis wollte noch immer nicht heraus, ach, und sie litt so schwer darunter. Ich that nichts, um ihr das Geständnis zu erleichtern, ich wollte es gestillt hinausschieben und erhob mich mit den Worten: „Nun darf ich die Damen nicht länger stören, auf Wiedersehen morgen früh, wünsche wohl zu ruhen! Und“ — fügte ich schmelzend hinzu — „denken Sie auch ein klein wenig an meinen schmachtenden Freund.“

Damit zog ich mich, würdevoller als es einem Lügner ziemt, zurück.

Am nächsten Morgen kamen die beiden Damen im Garten auf mich zu. Sie waren sichtlich befangen und schienen noch mit sich selbst zu kämpfen. Endlich begann die Tante: „Wir haben die ganze Nacht nicht Ruhe gehabt, aber es muß heraus — sprich doch, Kind!“

„Ja, ich habe eine Dummheit begangen, einen unüberlegten Streich,“ begann die Nichte zagend, „ich bin ja nicht

mehr frei, ich bin seit einem Jahre verheiratet — sehr glücklich verheiratet.“

Ich spielte den Ueberraschten. „Sooo?“ sagte ich gebohrt. „Das hätten Sie aber doch durch den Trauring verraten sollen, und da Sie sich stets ‚Fräulein‘ anreden ließen —“

„Siehst du, siehst du!“ klagte die Frau Professor, in ihrer Zerknirschung vollständig in die Leipziger Mundart verfallend.

„Ja, das wird allerdings ein schwerer Schlag sein für meinen Freund, wenn der heute kommt,“ sagte ich.

„O, das darf nicht sein!“ rief die junge Frau, „wir erwarten ja meinen Mann. Gott, wenn Ludwig das erfährt!“

Das war also der bewußte „Ludwig“.

„Sie werden am besten thun, Ihnen Herrn Gemahl zu unterrichten, ich werde meinen Freund, von dessen Leidenschaftlichkeit ich die stärksten Proben bereits erlebt habe, vielleicht nicht verhindern können, sich Ihnen dennoch zu nähern. Er wird von Ihnen vielleicht die Sühne verlangen, daß Sie jenen Mann verlassen!“

„Um Gotteswillen!“ rief die verzweifelte Tante, und die bestrafte Kofette preßte ein kleines Spitzentuch an die — übrigens ganz thränenlosen — Augen.

„Du mußt Ludwig alles sagen, alles!“ entschied die Frau Professor mit Pathos, „er wird mit dem Maler schon fertig werden.“

„Das wünsche ich im Interesse Ihrer Ruhe,“ bemerkte ich sehr würdevoll, und dann setzte ich hinzu: „Denn mit Empfindungen und Gefühlen darf man kein Spiel treiben, die Strafe bleibt nicht aus. Alle Schuld rächt sich auf Erden, merken Sie sich das, meine Gnädigste!“

Nach diesem stimmungsvollen Schluß empfahl ich mich vorläufig, um — wie ich sagte — meinen teuren Freund in Empfang zu nehmen. Die beiden Frauen sahen mir mit flehenden Blicken nach und überließen sich dann ganz ungestört ihrer Reue und der Angst vor den nächsten Stunden.

Mit dem Gefühl ausreichender Genugthuung, die mein verwundetes Herz, unbekümmert um die Beängstigung einer strafbaren Kofette gefordert hat, wandelte ich erprobener Hauptes wie ein Triumphator und nicht geknickt wie ein getäuschter Liebender durch den idyllischen Marktflecken der Bahn zu, die mich nach der Heimat brachte. Mein Münchener Maler, der ja längst über alle Berge war, wird mir die mißbräuchliche Ausnutzung unserer Bekanntschaft wohl vergeben.

Ob sich die schöne Gattin des beneidenswertesten aller Ludwige an jenem Vormittage zu einem Geständnis herbeiließ und ob ihr loser Streich noch ein Nachspiel zwischen Mann, Frau und Tante fand, weiß ich nicht; ich vermute aber, daß sich die übermütige blonde Brockenhexe, als mein Drohgespenst ausblieb, die wohlverdiente und unaussprechliche Strapazie ihres beneidenswertesten Gatten erspart hat. Ruhig und ausgehöhnt, wie ich es heute bin, wünsche ich von ganzem Herzen, daß das Abenteuer einen friedlichen Abschluß gefunden haben möge.

Charlotte Wolters Heim.

Von Günther von Freiberg.

Nachdruck verboten.

Auf dem reich gruppierten, koloristisch sehr wirksamen Vorhang des neuen Wiener Burgtheaters fesselt hauptsächlich die tragische Muse, auf einen Löwen gestützt, den Blick des Beschauers: ihre majestätische, in sich ruhende Haltung, ihr klassisches Profil sind uns wohlbekannt, unschwer erkennen wir in dieser Melpomene Frau Wolter, welche seit 26 Jahren den ersten Platz auf der deutschen Musterbühne an der Donau einnimmt. Es wäre überflüssig, die Ruhmeslaufbahn dieser Kunstheroine hier zu besprechen, denn „soweit die deutsche Zunge klingt“ und weiter ist der Name Charlotte Wolter populär; ihre „Phädra“, „Sappho“, „Messalina“, „Medea“ fanden Nachahmerinnen, doch niemals ebenbürtige Darstellerinnen; so wenig wie in Frankreich die Rachel, in Italien die Ristori erjagt wurde, so wenig wird in Zukunft der deutschen Bühne eine zweite Wolter erstehen, denn selten paart sich dramatisches Genie mit äußerem Adel und plastischer Schönheit.

Durch Zufall wurde ich in Giezing bei Wien der Nachbar der großen Künstlerin und ihr als solcher vorgestellt.

Charlotte Wolter, außer der Bühne Gräfin O'Sullivan, bewohnt eine oder richtiger gesagt zwei Villen, deren Salons und Gemächer feenhaft ausgestattet sind und an die Interieurs erinnern, die Gaborian in seinem brillanten, historisch wertvollen Buche Comédiennes adorées schildert.

Gleich der Eintritt in das größere der beiden Gebäude versetzt in eine ideale Sphäre: unten im hellen, heiteren Vestibül leuchtet ein Wandgemälde, das an Farbe und Behandlung den pompejanischen Fresken gleicht, die Meisterin der Tragödie als Sappho darstellend, und zwar am Abend ihres fünfzigjährigen Jubiläums im Burgtheater. Das Ganze, obwohl nur halbe Lebensgröße, scheint zu atmen, so treu sind Züge und Ausdruck von Fuchs, dem Meister des oben erwähnten Vorhangs, nachgeahmt.

Das schmiedeeiserne, schön geschwungene Treppengeländer ist mit Ruhmeskränzen kolossaler Dimension behängt.

Im Salon, dessen Fenster und Balkonthüren nach dem stillen Garten hinausgehen, empfing mich die Dame des Hauses; sie trug noch tiefe Trauer um den geliebten Gatten, mit dem sie in langjähriger, glücklichster Ehe lebte. Ihre Erscheinung zeichnet sich durch vornehme Einfachheit und eine immer noch unbestrittene Schönheit aus. Mit größter Lebenswürdigkeit und Geduld befriedigte sie meine lebhafteste Neugierde, mit der ich namentlich ihre Porträts betrachtete. Auf der grünseidenen Tapete des Wohnzimmers gewahrte ich Makarts dämonisch bezauberndes Bild „Messalina“, von dem ein fahler Phosphorglanz auszugehen scheint — es ist mit dem höchsten Raffinement ausgedacht und hingezaubert: schwül und erschlafend muß der Glühwind sein, der von dem römischen Abendhimmel herabweht und das schlafende, alabasterbleiche Weib des Cäjären auf das rosenbestreute Ruhebett warf — wellten die Blumen durch die Berührung der feinen Fingerpitzen Messalinas, bringt ihr Blick, der in das Dunkel hinauspäht, Tod und Verderben? Gleichviel! eine solche Schönheit beraucht und umstrickt und fordert Opfer ohne Zahl.

Ein kostbares, kleines Kunstwerk befindet sich neben der

Selbin Juvenals und Wilbrandts, nämlich ein Miniaturbild der „Abelheid von Walldorf“, der mittelalterlichen Zauberin, die dem Hause Zeus-Goethes entsprang; nicht im Popton aus Sardes oder Myket ist sie abgebildet, sondern in dem wunder-vollen Chateaufleide mit gebauchten Nermeln — Charlotte Wolter mit dem Bischof von Bamberg Schach spielend und dem armen Franz das glühende Herz entwendend.

Doch es sollte noch schöner kommen: in einem Kabinett, worin ein Böhndorfer Flügel sich befindet, sah ich die staunens-werte Wolterbüste aus kararischem Marmor von Viktor Tilg-ner, diesem Gustav Richter der Plastik; Tilgner bringt im sprödesten Material Frauenschönheit mit all ihren Eigenheiten und Launen zur Geltung, wie kaum ein anderer Bildhauer. Für seinen Stil zwischen Antike und Renaissance gab es aller-dings kein geeigneteres Modell, als den feinen Kasketopf der genialen Schauspielerin. Der Blick, durch die geschickte Aus-grabung der Pupille gleichsam lebendig, ist tiefinnend, wie verenkelt in die Mäkel des Lebens. Eine breite Guirlande aus vergoldeten Bronzeflämmern umschlingt dieses bis in das feinste Detail ausgearbeitete Marmorbild; dahinter hängt ein breiter achteckiger, venezianischer Spiegel, der die Rückseite des schön angelegten Hauptes und Nackens reflektiert.

Minder gelungen erscheint Angelis Werk, das Brustbild der Künstlerin als „Chriemhild“ aus Hebbels Nibelungen; es ist der großartigen Schöpfung nicht kongenial. Im Bibliothekszimmer servierte die junge Nichte der Gräfin O'Sullivan, Fräulein Lotti, den Kaffee. Zwischen den Bücher-regalen steht der Schreibtisch des verstorbenen Grafen mit viel-fachen Photographien, welche sämtlich das Profil der Gattin zeigen; ihre Hand, in Marmor abgeformt, dient als Brief-behälter.

Durch ein dunkelgehaltenes, imponantes Speisezimmer, wo ein grauer Papagei an den Sprossen seines blanten Käfigs auf- und abkletterte, führte uns die Gräfin in eine Loggia, welche von dem grünen Salon durch einen originellen Thür-vorhang getrennt ist: dieser Vorhang, japanischen Ursprungs, besteht aus feinfrechten Glasperlensträngen und bildet eine reiz-und gemusterte, durchsichtige Portiere. In einem chinesischen Märchen „Die Liebe“, das älter denn Homer sein soll (s. das Buch: Les chinois peints par eux-mêmes) las ich von Gar-dinen aus Perlensträngen, ohne mir davon eine richtige Vor-stellung machen zu können. Dies ist noch viel phantastischer und eleganter, als die bei den Türken so beliebten Portieren aus Flor und crepe lisse, die sehr feuergefährlich sind.

Aus der Loggia ging es in den Garten hinab. Unter den Bäumen, an deren Wipfel der Herbstwind zaufte, begrüßte ich einen Bekannten, nämlich einen trefflichen Bronzeabguß des Apoll von Belvedere in der Originalgröße.

Auf dem Rasen spielten allerliebste junge Seidenspiße; gravitatische Dachshunde kamen vertraulich heran und beglei-teten uns ein Stück Weges.

Am Ende des Gartens, wo die Alleeasse an die malerische Glorietegasse grenzt, liegt die kleinere, doch architektonisch prächtigere Villa. Wir betraten einen wahrhaft fürstlichen Raum, das Maleratelier des Grafen O'Sullivan, wo er sich seiner Lieblingsbeschäftigung, Skizzieren zu entwerfen und Kompositionen zu zeichnen, in ungestörter Ruhe widmete. Dunkel getäfelte Wände mit vergoldeten Säulen und Paneelen umfingen uns; ein männliches Porträt aus der Zeit und vielleicht von der Hand von Dyls ist über dem Kamin in schwarzen Marmor eingefügt.

Und hier standen auf Staffeleien, die Farben noch naß, die beiden letzten, noch nicht völlig vollendeten Porträts Char-lotte Wolters, ein Brustbild und ein Kniestück von Matsch, dessen hochpoetische „Theaterjahren“ in den Treppenhallen des Neuen Burgtheaters allgemeinen Enthusiasmus erregen. Im Foyer dieses verführerischen Kunsttempels befinden sich nämlich die Porträts aller Celebritäten dieser vornehmen Bühne; leider sind die Bilder von sehr ungleichem Werte, manche unter der Mittelmäßigkeit; auch die schöne Charlotte war schlecht dabei weggekommen: der verstorbene Maler Gaul hatte als Anfänger in den sechziger Jahren den neuen „Stern“ der Burg als Maria Stuart abkonterteit, jedoch nur ein konventionelles Nachwerk zu Tage gefördert. Nummehr verlangte man auf so glanzvoller Stätte, wo die edelsten Künste und Kunstgewerbe ihr Höchstes leisteten, ein gutes, interessantes Porträt der mo-dernen Melpomene und überließ ihr selbst die Wahl des Malers; daß sie sich für Matsch entschied, spricht für ihr feines, künst-lerisches Verständnis; auf seinem großen Deckengemälde „Auf-führung der Antigone zu Athen“ legte Matsch bereits eine Probe davon ab, wie Frau Wolter aufzufassen sei: unter den Zuschauerinnen der antiken Arena ragt sie als edelste Gestalt hervor, desgleichen auf seinem fesselnden Bilde im Rathause „Das alte Burgtheater“. Matsch und sein Kollege und alter ego Klimt haben gewiß schon früher einmal zur Blütezeit Griechenlands in Attika gelebt und geschafft und hießen viel-leicht — Xenxis und Apelles! Kein Alma-Ladema, kein Sie-mirabzly drang so in den griechischen Geist ein, wie diese beiden Unzertrennlichen.

Nicht wie Maler Fuchs hüllte Matsch die Sappho-Wolter in glühenden Purpur, er vermied alles Grelle, jauch und ohne großen Farbensaufwand zu Werke gehend: die unsterbliche Sängerin von Lesbos steht, weißgekleidet, den goldenen Kranz im tief schwarzen Haar, in einer sonnigen Landschaft, den rech-ten, spangengehämerten Arm auf die Kithara gestützt; lichter Aether, tiefblaues Meer, die sammetgrüne Krone einer Pinie bilden den Hintergrund; ein Gewinde vollblühender Theerosen zur Linken rührt vielleicht von Melittas kleinen Händen her. Offenbar aber vergiftete noch kein Argwohn, kein Schmerz über den Untand des treulosen Phaon die Seele der Hochgearteten. Ungetrübten, mild-ernsten Blickes schaut sie vor sich hin, und der feingehackte, harmonisch geformte Mund scheint zu flüstern: „Goldenthronende Aphrodite, listerinnende Tochter des Zeus“ — jene Hymne, welcher Grillparzer im Greisenalter noch tief-erschrocken lauschte, als Charlotte Wolter, jung und begeistert, den Sängern der „Mnfrau“ in seinem schmucklosen, fast ärmlichen Stübchen besuchte.

Beim Anshauen so vieler Herrlichkeiten und dem an-genehmsten Gespräch war der Nachmittag vergangen; nachdem ich mich aus der Villa dankbar verabschiedet, kostete es mich förmlich Mühe, in das nüchterne Alltagsleben zurückzukehren; eigentlich lebendig wurde ich erst wieder, als ich von der Bühne herab die hehre Lesbierin frohlocken und erschütternd klagen hörte.

Neue Bücher.

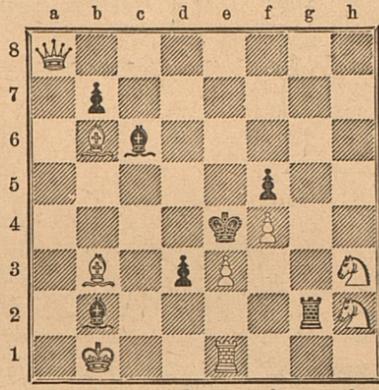
Ludwig Anzengrubers „Gesammelte Werke.“ In zehn Bänden. (Stuttgart, Verlag von J. G. Cotta Nachfolger.) Kein schöneres Gedächtnis mal konnten die Freunde des allzufrüh ge-schiedenen Dichters auf seinem vielbeklagten Grabe errichten, als diese treffliche Gesamtausgabe seiner Werke! Sie wird der deutschen Welt erst voll zum Bewußtsein bringen, was ihr in diesem großen Poeten genommen, was ihr — an unvergänglicher Hinterlassenschaft — von ihm geblieben ist! Die Uebersicht seiner staunenswerten Gesamtleistung, die liebevolle Lektüre jedes einzelnen Werkes wird die Verehrung Anzengrubers mehr und mehr steigern; seine Werke werden ein kost-barer Besitz des deutschen Hauses werden. In ihnen sprudelt ein Quell edelster Erquickung, unvergleichlicher sittlicher Kräftigung: sein Einfluß auf die nachwachsenden Geschlechter wird reicher und gesegnet sein, als der der meisten zeitgenössischen Dichterverke! — Den sach-lichen Inhalt des ersten Bandes bilden ein Vorbericht der Heraus-gabe, näher Freunde des Verstorbenen: Ant. Bettelheim, Vinc. Schiavacci und V. K. Schemera; eine vortreffliche biographisch-ästhetische Einleitung in Anzengrubers Werke von Ant. Bettelheim, Beiträge zur Selbstbiographie aus Anzengrubers Nachlaß und der Dorfroman „Der Bernsteinhof“, eine wahrhaft großartige Schöpfung des Dichters. — Die nächsten Bände werden weitere Dorfromane, Gebichte, Dramen, Bauern- und Volksstücke bringen.

Folde Kurz: „Florentiner Novellen.“ (Stuttgart, Verlag von G. Z. Goeschel, 1890.) Kaum eine andere Stadt hat den Roman-tikern eine solche Fülle von künstlerischen Stoffen und Motiven geboten wie Florenz. Seit mehr denn fünf Jahrhunderten schöpfen Dichter, Maler, Bildhauer aus diesem reichsprudelnden Quell und immer noch ist derselbe nicht erschöpft. Vor allem ist es die Periode vom 13.—16. Jahr-hundert, insbesondere das medicische Zeitalter, welches sich so wunderbar ergiebig zeigt, und auf diesem Boden sind auch die obengenannten No-vellen von Folde Kurz erwachsen. Dieselben behandeln recht inter-essante, zum Teil verwegene Stoffe in reifer, künstlerischer Durchbildung. Die Verfasserin, durchaus vertraut mit italienischem Leben, Dichten und Krachten und seit Jahren Bewohnerin der schönen Arnostadt, hat ihren Erzählungen echtes Kolorit und überzeugende Kraft verliehen.

Schach.

Aufgabe Nr. 270.

Von A. Gilberg.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 268 Seite 239.

- Weiß. 1. D h 4 — h 6. Schwarz. 1. K c 5 — b 4. Weiß. 2. D h 6 — c 6. Schwarz. 2. Bellebig. Weiß. 3. D. oder S. matt. A. Weiß. 1. Schwarz. 1. K c 5 — d 4. Weiß. 2. D h 6 — f 6 +. Schwarz. 2. Bellebig. Weiß. 3. D. oder S. matt. B. Weiß. 1. Schwarz. 1. a 6 — a 5. Weiß. 2. S a 3 — c 2. Schwarz. 2. Bellebig. Weiß. 3. D. matt.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 119 Seite 239.

3	D	A	D	A	3	A	3	D
D	A	3	A	3	D	3	D	A
A	3	D	3	D	A	D	A	3
D	A	3	A	3	D	3	D	A
A	3	D	3	D	A	D	A	3
3	D	A	D	A	3	A	3	D
A	3	D	3	D	A	D	A	3
3	D	A	D	A	3	A	3	D
D	A	3	A	3	D	3	D	A

Vierfüßige Charade.

In den ersten erscheint ein freundlicher Ort,
Der in Oberitalien liegt.
Mit Oesterreich haben die Russen dort
Im Kampf die Franzosen besiegt.

In den letzten wählt die feinere Welt
Das Schönste zum Kauf sich aus;
Und werden sie richtig bezahlt und bestellt,
So bringt sie die Post uns ins Haus.

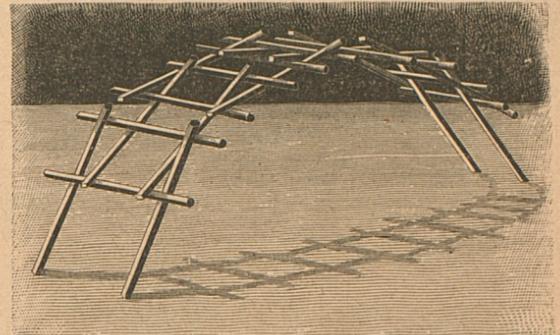
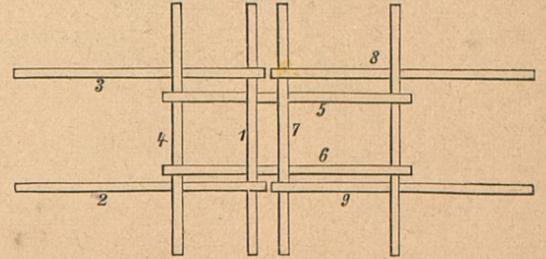
Fernab von Deutschlands lieblichen Gau'n
Ist als Städtchen das Ganze zu seh'n;
Und wenn's euch gelüftet, es selber zu schau'n,
So müßt ihr nach Bosnien geh'n. C. L.

Scherz = Rebus.



Die Brücke aus Bündhölzern.

Ein zierliches Bauwerk läßt sich ohne allzugroße Mühe nach folgender Figur aus Bündhölzern errichten. Es wird Bündholz Nr. 1 auf den Tisch gelegt; auf dieses 2 und 3 mit ihren oberen Enden; zwischen beiden kommt 4; auf 4 wird Nr. 5 und 6 gelegt, indem man Nr. 1 mit Daumen und Zeigefinger hochhebt. Damit ist ein Teil des Brückenbogens vollendet. Jetzt wird Nr. 7 quer auf 5 und 6 gelegt, unter deren beiden Enden Nr. 8 ruht; 8 wird vorsichtig gehoben und Nr. 9 und 10 mit ihren Enden auf 7 gebracht (ähnlich wie vorher mit Nr. 5 und 6). In dieser Weise gelingt mit einiger Vorsicht der Aufbau der kleinen Brücke, wenn man die Figur zu Rate zieht.



Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. W. in Z. Will man lei-nene, halbwoollene oder wollene Wäschestücke, welche durch das gleichzeitige Tragen von Kleidungsstücken, die mit Anilinrot gefärbt sind, rote Flecken oder Streifen erhalten haben, von diesen befreien, so verfährt man wie folgt: Man löst in einem geräumigen Steintröpf 1—2 Teile reines Ninnalz (Ninnalchlorür) in 100 Teilen Wasser auf, legt dann auf den Boden des Gefäßes einige Stanniolblätter (Zinnfolie) und bringt nun den zu entfarbenden Stoff, der vorher von Fett und anderen Unreinigkeiten durch Waschen gut zu be-freien ist, in die Ninnalalösung. Man deckt dann den Topf gut zu und erwärmt ihn, indem man ihn in kochendes Wasser einsetzt. Von Zeit zu Zeit schießt man nach, wie weit die Entfärbung gediehen ist, und sobald dieselbe genügt (ca. 1/2 bis 1 Stunde ist dazu erforderlich), nimmt man den Stoff heraus und legt ihn in reines Wasser, welches man für wolleue Stoffe vorher bejonders zu erwärmen hat.

G. Das Hartwerden nassen Schuhzeuges nach dem Trocknen rührt hauptsächlich davon her, daß dasselbe in zu großer Wärme getrocknet wurde, so daß diejenige Menge von Wasser verliert, welche nötig ist, dem Leder die Geschmeidigkeit zu erhalten. Auch längere Zeit nicht in Benutzung gezeugenes Schuhzeug wird aus gleichem Grunde hart, und nur wenn dies zuerst angefeuchtet und dann mit Lederfett bestrichen wird, erhält es seine Geschmeidigkeit wieder. Bei älterem hartgewordenem Schuhwerk ist es gut, dasselbe erst in einer kaltgewordenen Abkochung von Eichenrinde weichen zu lassen und es dann einzusetzen. Der Gerbstoff der Eichenrindeabkochung freisetzt das Leder, welches eine Verbindung von Haut und Gerbstoff ist, wieder auf, denn der Gerbstoff geht dem Leder, wenn es oft nassem Wetter aus-gesetzt wurde, zum Teil verloren. Ein einfaches, bewährtes Mittel, nasse Schuhe und Stiefel zu trocknen, so daß sie nicht schrumpfen noch hart werden, besteht darin, daß man das nasse Schuhwerk, sobald man es abgezogen hat, mit trockenem Hafer füllt. Letzterer besitzt eine große Aufsaugungsfähigkeit für Wasser und nimmt sehr bald alle überflüssige Feuchtigkeit — aber nicht mehr — aus dem Leder auf. Den Hafer schüttet man nach dem Gebrauch in ein Säckchen, das man in der Nähe eines Feuers oder Ofens zum Trocknen aufhängt, um es später für den gleichen Zweck benutzen zu können. Je trockener der Hafer ist, um so schneller ist seine Wirkung; wie leicht begreif-lich, läßt sich seine Anwendung auch das Erhalten der Form des Schuhwerks.

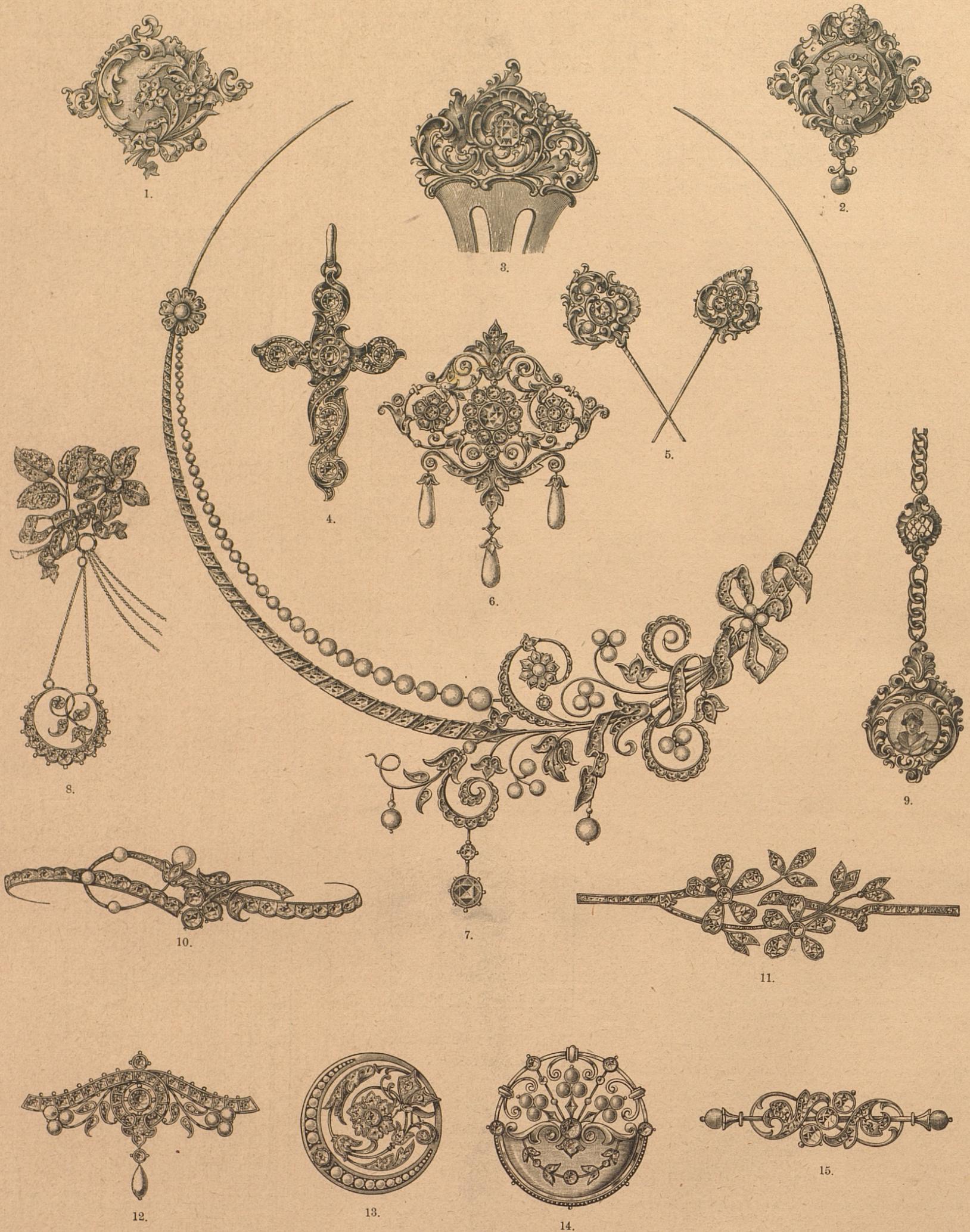
D. v. n. Crispianus an Schuhwerk läßt sich in erster Linie dadurch erzielen, daß man nur bestes Leder, was in diesem Falle auch das billigste ist, verarbeitet läßt. Die Sohlen kann man vor Abnähung schützen, wenn man sie mit folgender Mischung tränkt. Man schüttelt zwei Gewichtsteile konzentriertes Wasserglas mit drei Gewichtsteilen Leinöl kräftig durch, wo-durch eine milchartige Flüssigkeit (Emulsion) entsteht, mit der die Sohlen in ganz trockenem Zustande zwei- bis dreimal, jedesmal nach dem vollständigen Eintragen des vorherigen Anstriches mittels eines Schwammes bestrichen werden. Das Schuhwerk muß, damit die Flüssigkeit gehörig trocknet, min-destens vier Tage lang ungebraucht stehen bleiben. Vor dem Auftragen der Mischung muß diese jedesmal gut aufgeschüttelt werden.

H. v. W. in V. Das Anraren der Stiefeln rührt davon her, daß sich die einzelnen Lagen der Ledersohlen aufeinander reiben. Beim fertigen Schuhwerk dürfte dagegen keine Abhilfe zu schaffen sein. Leicht wird das Anraren aber vermieden, wenn der Schuhmacher beim Anfertigen der Stiefeln die Sohlen vor dem Anheften mit Leinöl tränkt.

Hausalk und Küche. S. Z. in B. Zur Herstellung von Stachel-beer- und Erdbeerwein können wir Ihnen folgendes von Dieterich erprobte und zuverlässige Verfahren empfehlen: 50 Kilo der von den Stielen, von den Blättern und sonstigen Unreinigkeiten sorgfältig befreiten Früchte werden in einem reinen Faß zerquetscht, mit 1 Kilo bestem Zucker verlegt und zwei Tage lang einer Temperatur von 12 bis 15° C. überlassen. Nach dem Aus-pressen setzt man den Preßrückständen ebensoviel Wasser hinzu, als man Saft erhalten hat, und abermals 1 Kilo besten Zuder. Man verfährt nun wieder wie oben angegeben. Wenn man das Resultat der zweiten Pressung als „Saft I“ bezeichnet, die erste Pressung als „Saft I“, so mischt man nunmehr je 30 Liter Saft I, Saft II und Wasser mit 50 Gramm rohem Weinstein und setzt, je nachdem man Tischwein, Dessertwein oder Liqueur-wein zu erhalten wünscht, 10, 15 oder 20 Kilo besten Zuder hinzu. Mit dieser Mischung füllt man ein Faß bis nahe an den Spund, bringt dasselbe in eine Temperatur von 17 bis 20° und bedeckt das Spundloch mit einem Sandtäschchen. Die hierauf alsbald eintretende Gährung kann zuweilen so stürmisch sein, daß Schaum an dem Sandtäschchen herobtritt; diesen wäscht man ab. Nach 14 Tagen kann man einen Gährspund aufsetzen und so das Faß bis Mitte Dezember liegen lassen. Hierauf wird der halbfertige Wein mit einem Gummischlauch von der Hefe klar abgezogen und auf ein etwas kleineres Faß gefüllt, so zwar, daß 3 bis 4 Flaschen voll übrig bleiben. Das Faß wird gut verpundet und in einem Keller bei 13 bis 16° auf-behahrt. Alle vier Wochen öffnet man den Spund und füllt mit der zurück-gebliebenen Flüssigkeit jedesmal wieder bis zum Spunde voll. Ende Februar zieht man den Wein abermals von der Hefe ab und läßt ihn dann bis zum Herbst auf einem neuen Faße liegen. Aus diesem kann er dann auf Flaschen abgezogen werden.

Verschiedenes. L. E. in Z. Wir vermuten, daß es sich bei den Flecken, welche die Photographie zeigt, nicht um wirkliche Stockflecke (Schim-melwede), sondern um jene häßlichen gelben Flecken handelt, welche Photo-graphien zeigen, die nicht gehörig von dem Fixierfals ausgewaschen wurden. Flecke, die allmählich die Bilder entstellen und zerstören. Mittel, die auf diese Weise zerstörten Bildstellen wieder herzustellen, giebt es leider nicht.

Moderne Schmuckgegenstände.



Ansgewählt aus einem Wettbewerb, veranstaltet vom Kunstgewerbe-Verein in Pforzheim
am 20. März 1890.

1. Brosche. 2. Brosche. 3. Kamn. 4. Kreuz. 5. Herrennadeln. 6. Brosche-Anhänger. 7. Collier. 8. Brosche mit Anhänger (Brochette). 9. Uhrkette mit Anhänger. 10. Armband. 11. Armband.
12. Shawlbrosche. 13. Brosche. 14. Brosche. 15. Shawlbrosche.